1,40 DM / Band 114
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Würfel des Unheils



Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 750 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 65



Der Würfel des Unheils

John Sinclair Nr. 114

von Jason Dark

erschienen am 09.09.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Würfel des Unheils

Dr. Tod hatte einen gigantischen Plan ausgeklügelt.

Er wollte die Mordliga gründen! Eine weltumspannende Organisation, in der das Verbrechen mit den Mächten der Finsternis eine schlimme Verbindung einging. Asmodina unterstützte diesen Plan. Sie hatte ihrem Vasallen bereits freie Bahn gegeben. Und Dr. Tod machte sich daran, Komplizen zu suchen. Dabei stieß er auf Tokata, den Samurai des Satans…

Mit wütenden Bewegungen warfen die beiden Wachtposten ihre Karten weg, sprangen von den harten Stühlen hoch und schnappten ihre Gewehre.

Zwei Atemzüge später schon rissen sie die Tür auf, spritzten nach draußen und tauchten nach links und rechts weg, so wie man es ihnen eingedrillt hatte.

Die beiden Soldaten hatten das Grollen genau gehört. Etwas stimmte nicht mit dem Berg.

Doch jetzt war es wieder still.

Seltsam…

Die Männer schauten sich an, und beide hatten den gleichen Gedanken, obwohl sie ihn nicht aussprachen.

Etwas ging hier im Brocken, dem Hexenberg, vor. Seit dem Unglück der Seilbahnstation hatten sogar abgehärtete Grenzer ein ungutes Gefühl, wenn sie zum Gipfel des Berges schauten. Das Unglück war auch bisher nie geklärt worden. Die Öffentlichkeit erfuhr ebenfalls nichts. Von höherer Stelle wurde der Mantel des Schweigens über diesen Vorfall gedeckt.

Auch die Soldaten wußten keine Erklärung. Sie sahen nur die zahlreichen Raben, die aufgeregt ihre Kreise über der Bergspitze zogen.

»Sollen wir Meldung machen?«

»Warum?«

»Nachher heißt es wieder…«

Die Worte wurden dem jungen Mann buchstäblich von den Lippen gerissen, denn abermals ertönte das Grollen. Plötzlich brach dicht unter dem Gipfel am Hang die Erde auf, und Gesteinsmassen spritzten fontänenartig in die Höhe.

Eine Staubwolke puffte hoch. Und aus dieser Wolke schälte sich für Sekunden ein Gesicht.

Langes rotes Haar, eine glatte Haut, zwei Hörner, die aus der hochangesetzten Stirn wuchsen.

Asmodina, die Teufelstochter.

Die Soldaten schauten sich an. Sie versuchten zu grinsen, doch ihre Gesichter nahmen nur einen dümmlichen Ausdruck an. Als die beiden wieder hochblickten, war das Gesicht verschwunden.

»Hast du… hast du … auch das gesehen, was ich gesehen habe, Fritz?«

Der nickte.

»Dann stimmt es?«

»Ja«, gab Fritz flüsternd zur Antwort. »Das war das Gesicht einer Teufelin.«

»Und das wird uns keiner glauben.«

Der DDR-Grenzer schüttelte den Kopf. »Bestimmt nicht, und deshalb

sagen wir nichts.«

Sein Kamerad nickte nur. Sie dachten noch lange über die Erscheinung nach, doch eine Erklärung fanden sie nicht.

Dabei hatte Asmodina nur etwas holen wollen, was sich in diesem Berg befand.

Es war ein geometrischer Gegenstand. Nichts Besonderes an sich.

Nur ein Würfel…

***

Er hatte eisgraue Haare, ein kantiges Gesicht, das an Beton erinnerte, und grausame, kleine, schwarze Augen. Die Lippen bildeten einen schmalen Strich, und das Kinn sprang eckig hervor.

Der ganze Mann strömte Brutalität, Kraft und Durchsetzungsvermögen aus. Alle diese Eigenschaften waren so günstig verteilt, daß Asmodina sich für ihn entschieden hatte.

Sie hatte ihn von den Toten zurückgerufen, um ihn für ihre finsteren Zwecke einspannen zu können.

Sein Name: Solo Morasso!

So hatte er wenigstens früher geheißen. Doch seit seiner magischen Erweckung von den Toten hieß er anders. Er hatte sich den Namen zugelegt, der Angst, Panik und Schrecken verbreitete.

Dr. Tod!

Ja, dieser Verbrecher lebte wieder. Dieser grausame Tyrann, der nach den Gesetzen des Schreckens existierte und ein Spinnennetz des Verbrechens über die Welt legen wollte, damit sie zu einem Satelliten der Hölle wurde.

Doch allein konnte auch er nichts ausrichten. Er brauchte Helfer, Existenzen, die ebenso kalt, zynisch und menschenverachtend waren wie er, damit seine Pläne und die der Asmodina in Erfüllung gehen konnten.

Er wollte die Mordliga gründen!

Das war sein erstes Ziel. Und bei der Teufelstochter fand er volle Unterstützung. Sie hatte alles vorbereitet und den Weg geebnet.

Sechs Leute sollten Dr. Tod zur Seite stehen. Sechs Bosse, sechs Führer, doch es war schwer, sie zu finden, obwohl sie existierten.

Einige waren schon seit vielen Jahren tot, aber so etwas hatte Asmodina noch nie gestört. Mit der Kraft des Teufels war sie in der Lage, sich über normale physikalische Gesetze hinwegzusetzen. Sie benötigte dazu nur die entsprechenden Hilfsmittel.

Auch Dr. Tod wußte, daß es Schwierigkeiten geben würde, denn seine neuerliche Existenz war bekannt. Als brutaler sizilianischer Mafioso hatte er einem Hobby gefrönt.

Der Wissenschaft!

Allerdings nicht der offiziellen oder erlaubten, sondern er hatte sich

mit Experimenten beschäftigt, die an einen modernen Frankenstein erinnerten. Im Keller seiner Villa hatte er ein Eisgefängnis einrichten lassen und die Menschen dort eingefroren, um sie hinterher wieder aufzutauen.

Es klappte noch nicht, die Versuche befanden sich erst im Anfangsstadium, als ihn ein Herzschlag traf.

Solo Morasso starb.

Doch damals schon hatte ihn Asmodina im Blickfeld gehabt.

Nachdem der Spuk ihr den Geist des Dr. Tod freigegeben hatte, gab es nichts mehr, was sie hindern konnte, ihren Plan in die Tat umzusetzen.

Sie erweckte Morasso zum Leben! Und in ihm wohnte jetzt der unheilige Geist des Dr. Tod. Der Mafioso war zu einer Doppelexistenz geworden und in die Abhängigkeit der Teufelstochter geraten.

So sah es aus.

Noch heute erinnerten sich die Menschen genau, wie es geschehen war. Bei der großen Trauerfeier hatte Dr. Tod plötzlich mit seinen mörderischen Kräften die Verschlüsse des Sargs gesprengt und war aus der prunkvollen Totenkiste geklettert.

Es kam zu einer Panik, man hatte auf ihn geschossen, doch Kugeln taten ihm nichts.

Er konnte nur darüber lachen.

Dr. Tod war ein Zombie!

Und er hatte nichts vergessen. Vor allen Dingen den Mann nicht, dem er sein erstes Ableben verdankte.

Geisterjäger John Sinclair!

Sofort war sein Geist auf Rache programmiert. Eine geschickt lancierte Zeitungsnotiz hatte Sinclair auf Dr. Tod aufmerksam gemacht, und der Geisterjäger war gekommen.

Die Falle schnappte zu.

Im Eiskeller der Villa sollte er sein Leben aushauchen, doch da hatte es einen Chinesen gegeben, der Dr. Tod noch nicht bekannt gewesen war. Und dieser Chinese, ein brandgefährlicher Bursche, hatte es tatsächlich geschafft, John Sinclair aus dem Eisgefängnis zu befreien.

Nun, Dr. Tod war geflohen, an John Sinclair hatte er sich nicht mehr vergreifen können, und nun wartete er ab, bis die erste Niederlage verdaut war und er zum zweiten Schlag ausholen konnte.

Beim ersten war alles ein wenig drunter und drüber gegangen.

Hektik hatte die einzelnen Abläufe diktiert, doch nun hatte er sich mehr Zeit gelassen. Einige Wochen waren vergangen, in denen er nicht untätig herumgesessen hatte.

Sinclair hatte inzwischen einige andere Fälle gelöst und den Mächten der Finsternis Schaden zugefügt. Doch was sich unter der Oberfläche zusammenbraute, davon wußte er nichts.

Er würde sich wundern…

Nun wartete Dr. Tod auf Asmodina, denn sie wollte ihm etwas bringen, das er unbedingt für seine neuen Pläne benötigte. Mit der Schwarzen Magie sollte die Mordliga aufgestellt werden, die Schwarze Magie sollte auch entscheiden, wen Dr. Tod als Helfer an die Seite gestellt bekam.

Sechs sollten es sein!

Aber er war froh, wenn er schon einmal einen hatte. Denn Asmodina hatte ihm bereits angekündigt, wie schwierig es sein würde, die passenden Helfer unter einen Hut zu bringen, da jeder für sich ein Herrscher in seinem Reich war und sich nicht gern etwas sagen oder befehlen ließ.

Aber im Sinne des großen Plans sollte jeder Helfer seine eigenen Interessen zurückstecken.

So hoffte Asmodina.

Und so hoffte auch Solo Morasso.

Als Treffpunkt hatten die beiden London ausgewählt. Dr. Tod wartete bereits seit einigen Tagen in den feuchten Kellern einer verlassenen und stillgelegten Bierbrauerei. Hier hatte er sich in einem Verlies niedergelassen und meditierte. Er dachte über die Zukunft nach.

Er brauchte keine Nahrung, keine frische Luft, kein Wasser. Er war ein Untoter, der einfach existierte.

Er hockte in einem großen Gewölbe zwischen zahlreichen Holzfässern, die zum Teil zerstört waren. Der Zahn der Zeit hatte an ihnen genagt, die eisernen Reifen waren durchgerostet und abgeplatzt, das Holz zeigte sich feucht und brüchig.

Schimmel wuchs auf den Planken als eine weiße Schicht; die Luft schmeckte feucht und wurde von einem widerlichen Fäulnisgestank überlagert.

Elektrisches Licht gab es hier unten nicht mehr. Bei der Stillegung waren auch sämtliche Leitungen gekappt worden.

Damit Dr. Tod etwas sehen konnte, hatte er sich mit Kerzen eingedeckt, sie auf Fässer gestellt und die Dochte angezündet. So erhellte ein flackernder Schein das Kellergewölbe. Immer wenn Dr. Tod auf- und abschritt, geisterte sein Schatten über die Wände und zeichnete dort ein bizarres Muster.

Es wirkte wie eine Vorahnung, denn bald würde sein Schatten über der Welt liegen, und die Menschen sollten vor dem Bösen zittern und in die Knie fallen.

Tage vergingen.

Auch ein Wesen wie Dr. Tod zeigte Ungeduld. Er wollte es endlich wissen, denn das Warten war nichts für ihn.

Warten…

Wie lange hatte sein Geist gewartet, als er in den Dimensionen des

Schreckens gefangen war, in der ewigen Dunkelheit umherirrte, die grausamen Schmerzen fühlte und das Heulen der Gequälten mit anhören mußte.

Ein Chor der Verzweifelten, Gesang der ewig Bestraften, denn der Spuk ließ keine Seele frei, da war er hart, da kannte er keine Gnade. Wer versagt hatte, wurde bestraft.

Nur eine Ausnahme wurde gemacht.

Dr. Tod kam wieder frei.

Und er wollte diese Freiheit nutzen, um endlich seinem großen Ziel näher zu kommen.

Sinclair mußte vernichtet werden. Aber nicht nur er. Auch die anderen, seine Freunde, die im Laufe der Zeit zu ihm gestoßen waren und an seiner Seite kämpften, sollten endlich sterben.

Dann war der Weg frei!

Ein Geräusch schreckte ihn aus seinen Gedanken. Das war anders als das Huschen der Rattenfüße auf dem kahlen Boden. Es kam jemand.

Asmodina?

Dr. Tod nahm eine gespannte Haltung an. Er schritt lautlos bis zur Tür und stellte sich an die Wand in den toten Winkel. So war er in seiner dunklen Kleidung kaum auszumachen. Er trug eine schwarze Hose, eine ebensolche Jacke und dunkle Schuhe. Seine kräftigen Finger stachen aus den Röhren der Ärmel hervor.

Schritte.

Sie näherten sich der alten Bohlentür, dann wurde sie aufgestoßen, und wieder quietschte sie erbärmlich in den Angeln, so daß ein paar der fetten Ratten erschreckt unter die Trümmer der Fässer huschten.

»Ich bin es!« hörte Dr. Tod eine ihm bekannte Stimme, und er war beruhigt.

Asmodina hatte ihr Versprechen wahrgemacht.

Solo Morasso löste sich von der Wand. Er trat drei Schritte vor, damit er seine Herrin empfangen konnte.

Die Teufelstochter überschritt die Schwelle der Tür.

Sie sah aus wie immer. Das lange rostrote Haar fiel bis auf die Schultern. Ihr Gesicht war eine Marmormaske, und in den Augen gab es keine Wärme.

Gekleidet war sie in schwarzes Leder, ähnlich wie ihre Leibwächterinnen, die Todesengel, die draußen vor der Tür Wache hielten und achtgaben, daß sie niemand überraschte.

Asmodina schloß die Tür.

Dr. Tod lächelte. »Du bist gekommen«, sagte er endlich. Während er die Worte sprach, schaute er auf den Würfel in Asmodinas Händen. »Und du hast ihn gefunden?«

»Natürlich. Er ist in dem Berg zurückgeblieben. Niemand mehr hat an ihn gedacht. Für Sinclair war nur das Buch der grausamen Träume

wichtig, das unter dem Würfel lag.«

»Was macht dieser Hundesohn?«

Nach dieser Frage verzog selbst Asmodina das Gesicht. Ein Zeichen dafür, daß ihr die Aktivitäten des Geisterjägers nicht paßten.

»Er hat wieder einige Erfolge errungen, es wird Zeit, daß wir ihn niedermachen. Vor wenigen Tagen ist es ihm in Schottland gelungen, die grausamen Ritter zu vernichten und die Herrschaft des Drachen zu stoppen. Wir *müssen* ihm die Mordliga entgegenstellen.«

Dr. Tod nickte. Asmodina sprach ihm aus der Seele. Nichts anderes hatte er im Sinn.

Die Teufelstochter schritt an ihm vorbei. Ihr Ziel war eines der großen Fässer, das mitten im Raum stand.

Dort legte sie den Würfel ab.

Dr. Tod deutete auf den Quader. »Wird er uns alles zeigen?« fragte er flüsternd.

»Ich hoffe es. Soviel ich weiß, ist seine Magie ungeheuer stark und nach wie vor ungebrochen. Ich habe ihn für unsere Zwecke präpariert, er wird uns wie die Kugel eines Hellsehers zeigen, wo die Mitglieder der Mordliga zu finden sind.«

Solo Morasso nickte.

Er war begeistert von Asmodina und hing mit seinen Blicken gläubig an ihren Lippen.

Asmodina blieb neben dem Faß stehen und legte ihre rechte Hand auf den Würfel.

»Stell dich mir gegenüber!« sagte sie.

Morasso gehorchte.

Asmodina schaute ihn an. »Dieser Würfel«, flüsterte sie, »wird jetzt sein Geheimnis preisgeben und den oder die zeigen, die zu uns stoßen sollen.«

Sie hob nach diesen Worten die Hand, breitete die Finger aus und umfaßte den Quader. Sie kippte ihn und stellte ihn auf eine Kante.

Dann drehte sie ihn herum.

Der Würfel sah völlig normal aus. Er schien aus leicht getöntem Glas zu bestehen, denn er war durchsichtig. Doch wenn man hindurchschaute, so verschwammen die Zwischenräume zu einem milchigen Etwas.

Der Würfel drehte sich.

Und er wuchs.

Mit jeder Umdrehung wurde er größer. Auch änderte sich die Farbe des Materials, sie wurde milchiger und ging über in ein mattes Weiß.

Schneller, immer schneller drehte sich der geheimnisvolle Würfel, seine Seiten und Kanten verwischten, sie wurden eins und bildeten während ihrer Rotation einen Kreis.

Schweigend starrten Asmodina und Dr. Tod auf den Quader.

Wie würde er reagieren?
Solo Morasso hatte die schmalen Lippen so fest aufeinandergepreßt, daß sie überhaupt nicht zu sehen waren. Innerlich fieberte er, obwohl er an sich nicht mit menschlichen Gefühlen ausgestattet war. Er wollte endlich wissen, woran er war.
Noch immer drehte sich der Würfel – doch war er nicht langsamer geworden? Zeigten sich nicht bereits die ersten Kanten und Seiten?
Ja, der Würfel wurde wieder das, was er war.
Ein normaler Quader.
Aufatmen.
Jetzt mußte es sich zeigen.
Der Würfel kam zur Ruhe.
Noch ein paar Umdrehungen, dann lag er still: ein weißer Quader, der seine Durchsichtigkeit völlig verloren hatte.
Oder?
Nein, da war doch etwas!
Auf einer Seite… Dr. Tod sah es genau. Ein Gesicht. Auf der ihm zugewandten Seite des Quaders war ein Gesicht zu sehen. Eine schreckliche Physiognomie.
Dr. Tod drehte langsam den Kopf und schaute Asmodina an. »Da… da ist etwas!«
Die Teufelstochter nickte gelassen. »Ja, ich habe es gewußt, daß uns der Würfel nicht im Stich läßt.« Sie löste sich von ihrem Platz und kam zu Solo Morasso. »Ich weiß selbst noch nicht, wen der Würfel ausgesucht hat, und ich bin gespannt.«
Sie ging etwas in die Knie, um besser sehen zu können. Beide – Asmodina und Solo Morasso – sahen ein verzerrtes Gesicht mit strähnigen grauschwarzen Haaren, eingefallener Haut und engen Schlitzaugen, aus denen das Böse förmlich auf den Betrachter zusprang.
»Ja«, stöhnte Asmodina, »das ist er.«
»Wer ist es?«
»Tokata, der Samurai des Satans!«

***

Dr. Tod verstand nicht. »Wer ist das?«
»Tokata. Du kennst ihn nicht, du kannst ihn nicht kennen. Er ist seit Hunderten von Jahren tot, aber noch heute hat er seine Anhänger, die sein Grab besuchen und ihn verehren wie einen Gott, obwohl er dem Teufel zur Seite gestanden hat und von seinen eigenen Kampfgenossen getötet wurde. Auch in London hat er seine Anhänger.«
»Er ist gefährlich, wie?« fragte Dr. Tod.
»Und wie. Sein Schwert ist die mörderischste Waffe, die du dir vorstellen kannst. Der Teufel selbst hat sie im Höllenfeuer

geschmiedet und sie ihm persönlich überreicht. Dieses Schwert hat auch kein anderer bekommen, er hat es mitgenommen in sein Grab.«

Solo Morasso nickte. »Aber liegt er denn nicht noch begraben in japanischer Erde?«

»Natürlich. Doch das ist kein Hindernis. Der Würfel hat uns gezeigt, daß die Zeit reif ist, ihn zu erwecken. Er wartet nur darauf, das fortzusetzen, was er vor langer Zeit begonnen hat.«

Dr. Tod fragte weiter. »Ist er allein?«

»Nein, er hat noch vier Begleiter. Man nannte sie zusammen ›Die Grausamen Fünf‹.« Asmodina wandte sich an Dr. Tod. »Jetzt hast du ein Mitglied der Mordliga bekommen.«

»Es fehlen aber noch welche.«

»Das weiß ich. Der Würfel war nicht in der Lage, sie uns zu zeigen, wir müssen noch warten, doch Tokata wird dein würdiger Stellvertreter sein.«

Solo Morasso nickte. Noch einmal schaute er auf den Würfel.

»Da!« rief er. »Noch ein Gesicht!«

Rechts neben dem Samurai zeigte sich eine weitere Abbildung.

Nur verschwommen zu sehen, aber man konnte erahnen, wen das Gesicht darstellte.

John Sinclair!

»Der Geisterjäger!« knirschte Dr. Tod, und seine Stimme zitterte vor Haß.

Asmodina lachte. »Ja«, sagte sie, »der Geisterjäger. Der Würfel hat beide Gegner vereint. Jetzt ist es klar, daß sie irgendwann aufeinandertreffen. Denn das magische Band zwischen ihnen ist bereits geknüpft. Nur weiß Sinclair noch nichts davon, und das ist gut, denn es gibt uns Zeit, unsere Vorbereitungen weiterhin zu treffen.«

Dr. Tod war zufrieden. Seine erste Niederlage in Palermo hatte er vergessen. Auch seine Existenz als Mafiacapo war längst Vergangenheit geworden.

Nur noch die Zukunft zählte.

Aber es geschah noch etwas.

Plötzlich lösten sich von der Decke riesige rote, leicht lila schimmernde Tropfen. Sie klatschten auf den Würfel.

Blut!

»Das Zeichen!« schrie Asmodina, während sie auf den Würfel starrte, über dessen Kanten das Blut als lange Rinnsale herablief.

»Es lebe die Mordliga – und Tod für John Sinclair!«

… Sinclair … Sinclair … hallten die Worte als schauriges Echo in dem Gewölbe nach …

***

Nicht nur auf östlicher Seite war die Explosion am Brocken registriert

worden, sondern auch jenseits der Grenze, im Westen.

Auch beim Bundesgrenzschutz fand man keine Erklärung. Manöver waren keine bekannt, so dicht an der Grenze würden sowieso keine stattfinden. Einige Verantwortliche sprachen von einer internen Übung, andere sahen die Explosion als einen verunglückten Versuch an, und aus Agentenkreisen war nichts bekannt.

Trotzdem wurde der Vorfall gemeldet. Die verschiedenen Behörden bekamen die entsprechenden Fernschreiben.

Wie das BKA.

Und hier saß ein Mann namens Kommissar Mallmann. Im Zuge eines Rundlaufs erhielt auch er eine Kopie des Fernschreibens.

Es gehörte zu Will Mallmanns Job, daß er sämtliche Informationen, die man ihm zukommen ließ, auch lesen mußte.

Mallmann stutzte, als er über das Wort Brocken stolperte. Nur zu deutlich erinnerte er sich an das Abenteuer, das er gemeinsam mit Sinclair und Suko dort erlebt hatte.

Hexen, der Brocken, die Seilbahn… und die Zeitsprungreise zum Friedhof am Ende der Welt, wo Will Mallmann plötzlich seiner verstorbenen Frau gegenüberstand.

Der Kommissar dachte nach. Er wußte genau, daß längst nicht alles geklärt war, was mit diesem Berg im Harz zusammenhing, und die Explosion deutete auf ein weiteres Treiben finsterer Mächte hin. Seiner Meinung nach, wohlgemerkt. Aber die konnte er offiziell nicht vertreten, denn niemand hätte ihm geglaubt. Mallmann stand so ziemlich allein auf weiter Flur mit seinen Ansichten und Meinungen, obwohl er seine Vorgesetzten in den letzten Monaten hatte überzeugen können, daß es Dinge gab, die nicht so recht in die reale Welt paßten. Deshalb sagte man nichts mehr, wenn Will Mallmann auf Standpunkten beharrte, die andere für Unsinn hielten.

Will las das Rundschreiben ein zweites und dann ein drittes Mal.

Dabei nickte er.

Am Brocken ging etwas vor. Der Kommissar war fest entschlossen, in London anzurufen.

Er schaute auf die Uhr. Es war noch früh am Morgen. Man sagte Mallmann, wo man Sinclair finden konnte, und der gute Kommissar wählte die Privatnummer.

Es wurde auch abgehoben. Eine etwas verschlafene, aber trotzdem leicht sinnlich klingende Stimme sagte nur: »Hallo…«

***

Ich hatte einen Tag frei. Alten Urlaub, sagte man mir, ich müsse ihn nehmen.

Okay, ich nahm ihn.

Und den Abend zuvor verbrachte ich allein zu zweit.

Die zweite Person war Jane Collins.

Wir hatten uns einige Zeit nicht mehr gesehen, Jane war überrascht gewesen, hatte aber zugestimmt, mit mir auszugehen.

Wir gingen essen, tranken ein wenig, verschwanden dann in einer kleinen Bar, tanzten, kamen uns mal wieder sehr nahe und landeten in meiner Wohnung, wo wir uns noch näher kamen.

Irgendwann schliefen wir ein, und als ich am Morgen zuerst mein rechtes, dann mein linkes Auge öffnete, fühlte ich Janes Kopf auf meiner Brust. Ihre langen Haare kitzelten meine Nase, ich mußte niesen.

Dieser trompetenhafte Stoß war für Jane Collins das Wecksignal.

Sie hob den Kopf an, schaute mich aus schlafgeäderten Augen an und meinte: »Fällt deine Begrüßung immer so aus?«

»Nein, nur wenn deine Haare meine Nase kitzeln.«

Sie rollte sich zur Seite und warf die lange, blonde Flut zurück.

Dabei rutschte die Bettdecke, und Jane merkte, daß sie nichts anhatte.

»Huch«, sagte sie und zog die Decke höher.

Ich grinste.

»Guck nicht so unverschämt«, sagte sie.

»Hast du was zu verbergen?«

Jane zog die Augenbrauen zusammen und funkelte mich an.

»Zum Glück nicht, mein lieber John.«

»Na bitte.«

Jane legte sich auf den Rücken und hob beide Arme. »Herrlich«, sagte sie, »so im Bett zu liegen und zu wissen, daß man Urlaub hat und an nichts zu denken braucht. Das ist schon was wert.«

»Na ja«, sagte ich.

Sie warf mir einen schrägen Blick zu. »Denkst du schon wieder an Geister und Dämonen?«

»Kaum.«

»Dann denke lieber an mich.« Sie rückte ein paar Zoll näher, und ich spürte ihre Haut an der meinen.

Jane war eine fantastische Frau, und sie wußte, wie man mich herumkriegte. Ich hatte auch nichts dagegen einzuwenden, und so zog sich unser Aufstehen hin.

Bis sich der moderne Quälgeist meldete.

»O nein!« stöhnte Jane Collins und wischte sich eine Haarsträhne aus der schweißfeuchten Stirn.

Ich wollte zum Hörer greifen, doch Jane legte mir ihre Hand auf den Arm. »Laß es läuten.«

»Jane, ich…«

»Du hast doch Urlaub.«

Darum kümmerte sich der Apparat nicht. Ich hatte zwei davon, einer

stand am Bett.

»Vielleicht ist es was Privates«, versuchte ich Jane zu überzeugen.

Sie lachte. »Eine Freundin?«

»Unsinn. Ich…«

Jane wälzte sich über mich, machte ihren Arm lang und schnappte sich den Hörer. Dann sagte sie nur: »Hallo…«

Und wie sie das sagte, beinahe giftig.

Ich verdrehte die Augen und sah, wie die Detektivin lauschte.

Dann lachte sie plötzlich. »Okay, ich gebe ihn dir, Will!«

Will? Damit konnte an sich nur der gute Kommissar Mallmann gemeint sein.

Ich meldete mich.

»So gut möchte ich es auch mal haben«, sagte der Kommissar.

»Um diese Zeit noch im Bett liegen und dabei nicht allein. Das ist ja ein Ding. Oberinspektor beim Yard müßte man sein.«

»Ich habe Urlaub.«

»Wie lange?«

»Einen Tag.«

»Oh, das tut mir leid, daß ich dich ausgerechnet an deinem Urlaubstag gestört habe, John.«

»Es wird ja nicht ohne Grund geschehen sein.«

»Nein, das nicht.« Will Mallmann berichtete, worum es ging, und Jane konnte es nicht lassen, mir mit ihren Fingerspitzen sacht über die Brust zu fahren.

Für mich war es schwer, sich auf das Gespräch zu konzentrieren, aber als Mallmann den Brocken ansprach, horchte ich auf.

Natürlich hatte ich meine Erinnerungen an diesen Berg. Denn dort hatte ich unter einem Würfel das Buch der grausamen Träume gefunden, hatte darin lesen können, wie der Schwarze Tod zu vernichten war und bekam aus den letzten Seiten des Buchs meine neue Waffe.

Den Bumerang!

»Tja, Will«, sagte ich, als der gute Kommissar geendet hatte.

»Eine Lösung ist mir auch nicht bekannt. Ich weiß auch nicht, weshalb diese Explosion geschehen ist.«

»Hast du keinen Verdacht?«

»Nein. Vielleicht die Hexen?«

»Aber die hast du doch geschafft.«

»Sicher. Doch wer weiß, unter Umständen sind einige übriggeblieben.«

»Möglich.«

»Ich mache dir einen Vorschlag, Will. Behalte du mal die Gegend im Auge, oder vielmehr achte auf die Nachrichten, die euch zu Ohren kommen.«

»Das mache ich. Du selbst willst nicht rüberfliegen?«
»Nein. Ich sehe keinen Grund.«
»Okay«, sagte der Kommissar, »du bist gewarnt, das war für mich das wichtigste.«
Wir sprachen dann noch über einige private Dinge. Will Mallmann hatte ja einen schweren Schicksalsschlag hinter sich, nachdem die Mächte der Finsternis seine Frau erst umgebracht und sie dann als Untote hatten wieder auferstehen lassen.
Will hatte damals keinen gehabt, der ihm zur Seite stand. Er mußte allein mit seinen Problemen fertig werden. Doch nun hatte er sich gefangen, nachdem es eine Zeitlang ausgesehen hatte, als würde er alles hinschmeißen.
Jane Collins wußte, daß sie keine Ruhe mehr haben würde, noch ein Auge zu schließen. Sie stieg aus dem Bett und lief in Richtung Dusche, während ich die letzten Worte mit dem Kommissar sprach.
Als die ersten Strahlen in das Becken rauschten, legte ich auf, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und begann nachzudenken.
Irgend etwas bahnte sich an, das sagte mir mein Gefühl. Da stimmte was nicht, es brodelte unter der Oberfläche. Ich ahnte in diesen Minuten, daß etwas Schlimmes auf uns zukommen würde.
Ich hätte wer weiß was darum gegeben, Hellseher zu sein und in die Zukunft schauen zu können. Doch diese Gabe war mir leider nicht mit in die Wiege gelegt worden, und so blieb es vorerst bei den grüblerischen Gedanken.
Jane Collins erschien in der offenen Tür. Ich hatte gar nicht mitbekommen, daß sie schon fertig war. Sie hatte sich ein Handtuch um den Körper gewickelt und schaute mich an, wobei sie ihr langes Haar schüttelte.
»Du kannst dich duschen.«
»Danke.« Ich sprang aus dem Bett, während Jane mir nachschaute, als ich so wie Gott mich erschaffen hatte, durch die Wohnung lief.
Natürlich war der Urlaub dahin. Während ich mich duschte, wälzte ich schwere Gedanken. Ich dachte auch an Myxin, den kleinen Magier. Er war all seiner Kräfte beraubt worden, ein ›Verdienst‹, den sich Asmodina auf die Habenseite ihres Kontos buchen konnte. Wo Myxin jetzt steckte, das wußte ich nicht. Nach meinem Einsatz gegen den Drachen und die grausamen Ritter war er verschwunden.
Einfach weg!
Ich konnte mir vorstellen, daß er jetzt an sich selbst zweifelte.
Wahrscheinlich hatte er sich in irgendein Mauseloch verkrochen und dachte mit schweren Gedanken an seine Zukunft.
Es war schon schlimm. Dabei steckten wir mitten in einer Sackgasse, trotz unserer Erfolge in der letzten Zeit. Seit Dr. Tod zurückgekehrt war, hatte ich ein ungutes Gefühl, denn da braute sich Schlimmes

zusammen, davon war ich fest überzeugt.

Er würde irgendwo einen teuflischen Plan aushecken, um mich zu vernichten.

Als ich mich abtrocknete, zog der Duft von frisch gekochtem Kaffee durch den Raum, und ich schüttelte die trüben Gedanken ab.

Der Hunger machte sich bemerkbar.

Jane Collins hatte den Tisch bereits gedeckt. Hastig zog ich mich an.

Draußen schien zwar die Maisonne, doch es tauchten auch dicke Wolken auf, die Regen versprachen.

Wann hatten wir in England schon mal schönes Wetter?

Auch die Detektivin hatte sich umgezogen. Von ihr hingen immer einige Kleidungsstücke bei mir im Schrank. Jane trug eine moderne Karottenjeans in violetter Farbe und eine gestreifte, locker fallende Bluse. Sie sah schick darin aus. Jane Collins gehörte zu den Frauen, denen auch die verrückteste Mode stand.

Wir dachten, in Ruhe frühstücken zu können, doch es blieb bei dem Vorsatz, weil es schellte.

Jane stieß ein undefinierbares Geräusch aus, ich tupfte mir die Konfitüre von den Lippen und stand auf.

»Das wird Suko sein«, sagte ich.

Der Chinese war es nicht, sondern mein alter Freund und Kampfgefährte Bill Conolly.

Grinsend stand er am Türrahmen.

»Du?« fragte ich.

»Hallo, Urlauber. Darf man eintreten?«

»Sicher.« Ich gab die Tür frei.

Jane lächelte überrascht, als sie Bill erkannte.

Der Reporter grinste. »Seit wann bist du denn hier?« fragte er.

»Seit gestern nacht«, erwiderte ich.

»Aha, so ist das also.« Bill bückte sich und hauchte Jane einen Kuß auf die Wange.

»Hast du schon gefrühstückt?« fragte ich ihn.

Bill nickte. »Aber eine Tasse Kaffee könnte ich vertragen.«

Jane war bereits auf dem Weg in die Küche und holte ein Gedeck.

Ich war gespannt, was der gute Bill von mir wollte, wartete jedoch ab, bis er von allein mit der Sprache herausrückte.

»Es geht um Mord«, erklärte er als Einleitung.

Ich schaute ihn an. »Wieso?«

»Ein Bekannter von mir rief mich heute morgen an. Er ist Gerichtsreporter und war dabei, als sie eine männliche Leiche aus der Themse fischten. Ritualmord. Man kann auch sagen Harakiri. Eine verdammt schlimme Sache.«

»Dann war der Tote ein Japaner?«

Bill nickte.

»Was habe ich damit zu tun?«

»Ich sagte ja Ritualmord. Der Kollege schien sich auszukennen, er mußte damit gerechnet haben, daß man die Leiche findet, denn er sagte mir, daß er einer gefährlichen Vereinigung auf der Spur wäre. Einer Sekte.«

»Weißt du den Namen?«

»Samurais des Satans.«

Das hörte sich schon ganz anders an. Sekten, Geheimbünde, fernöstliche Vereinigungen haben oft viel von der Mythologie ihres Volkes als Basis. Und auch in anderen Ländern, in Europa, zum Beispiel, haben sie ihre alten Traditionen nicht vergessen. Sie hängen immer noch am Boden ihrer Heimat, sind mit den Dingen tief verwurzelt und versuchen, ihre Tradition zu bewahren.

London ist sowieso ein Schmelztiegel der Nationen, wie auch New York. Bei London sind es die Überreste des British Empire, die noch nicht richtig verdaut waren. Aus den Kolonien flohen die Menschen oft ins Mutterland und haben nie richtig Fuß gefaßt. Vor allen Dingen wurden sie von den Engländern überhaupt nicht akzeptiert. So wie es in London eine philippinische Enklave gibt, so existiert eine chinesische, eine arabische, eine türkische oder wie in diesem Fall, eine japanische.

»Was sagst du dazu, John?« fragte mich der Reporter.

Ich klopfte eine Zigarette aus der Schachtel und reichte Bill ebenfalls ein Stäbchen. Die ersten Züge rauchten wir schweigend.

»Es kann natürlich ein völlig normaler Mord mit einem stinknormalen Motiv sein«, sagte ich.

»Muß aber nicht«, meinte Bill.

Ich nickte. »Eben. Deshalb werden wir uns die Sache einmal genauer ansehen.«

»Wann?«

»Na, jetzt.«

Jane Collins mischte sich ein. »Aber du hast doch Urlaub.«

Ich hob nur die Schultern.

Bill Conolly hatte bereits einen Plan. »Am besten ist es, wenn wir dem Reporter einen Besuch abstatten. Art Murdock wird dir da mehr sagen können.«

»Weiß er denn Bescheid?«

»Ich habe einiges angedeutet«, erwiderte Bill.

»Aha, schon vorgedacht, wie?«

»Genau.«

»Dann warst du dir also ziemlich sicher, mir meinen Urlaubstag zu verderben.«

»John, du bist doch Idealist.«

»Das sage ich mir auch immer, wenn ich meinen Gehaltsstreifen am

Monatsende sehe.«

Bill grinste.

»Können wir?« fragte Jane.

»Willst du auch mit?« fragten Bill und ich wie aus einem Munde.

»Warum denn nicht? Erst macht ihr mir die Zunge lang, und dann wollt ihr mich hängenlassen.«

Bill Conolly verdrehte die Augen und sagte: »Meinetwegen. Sie setzt ihren Dickkopf ja doch durch.«

Jane stand auf und räumte den Tisch ab. Das Geschirr verschwand in der Spülmaschine.

»Wir können uns in meinen Porsche quetschen«, schlug der Reporter vor.

Ich war einverstanden, und die Detektivin nickte zustimmend.

Ich steckte mir noch meine Waffe ein, was Jane und Bill mit einem schrägen Lächeln quittierten.

Dann fuhren wir nach unten und waren fünf Minuten später bereits unterwegs.

Ein neues Abenteuer wartete…

***

Art Murdock wohnte in Soho.

Also in der Szene, wie man zu sagen pflegt. Denn hier war er am Ball, erlebte das Verbrechen oft hautnah mit und konnte deshalb so realistisch berichten.

Wie mir Bill erzählte, war er ein Hans Dampf in allen Gassen, ein richtiger Draufgänger.

»Wie ich früher«, sagte der Reporter.

»Bist du das heute nicht mehr?«

»Sei du erst mal verheiratet.« Bill reihte sich in den Kreisverkehr am Piccadilly Circus ein, fuhr am Regent Palace Hotel vorbei und lenkte den Porsche in eine kleine Nebenstraße.

Hier spürte man schon den echten Hauch des Stadtteils Soho. Die Straßen waren schmal. Es gab zahlreiche Lokale und auch Secondhand-Shops. Natürlich fehlten nicht die Porno-Bars und Peep-Shows, die bereits morgens geöffnet hatten. So mancher in der Nähe arbeitende Familienvater versüßte sich mit der Peep-Show seine Frühstückspause.

Der Wagen fiel auf, und neidische Blicke wurden dem schnittigen Fahrzeug hinterhergeworfen.

Bill betätigte den Blinker nach rechts. Wir fuhren in eine noch engere Straße, die in eine Sackgasse auslief. Am Ende befand sich ein Platz. Dort wuchsen einige Bäume, dahinter lag ein Streifen Brachland.

Bill fuhr bis in den Wendehammer der Sackgasse und stoppte.

Wir stiegen aus.

Es gab nicht nur die Häuser an der Straße, sondern auch die Bauten auf den Hinterhöfen. Man erreichte sie durch Einfahrten oder schmale Pfade.

Hier hatte keine Baupolizei etwas genehmigt, die Leute hatten die Anbauten so hochgezogen, wie es ihnen gerade paßte.

Jane Collins hatte sich einen leichten Mantel übergestreift. Das war auch gut so, denn die Wolken verdichteten sich, und von Westen her fuhr ein unangenehmer Wind in die schmale Straße.

Tolles Maiwetter.

Zahlreiche Augenpaare beobachteten uns, doch angesprochen wurden wir nicht.

»Wohnt dein Bekannter nach vorn raus oder nach hinten?« fragte ich Bill.

»In einem Anbau.«

»Auch das noch.«

Bill grinste. »Er wollte eben in der Szene bleiben.« Der Reporter ging vor und tauchte in eine schmale Einfahrt zwischen zwei Häusern.

Sie führte auf den Hinterhof.

Mülltonnen quollen über. Der Inhalt verbreitete einen widerlichen Geruch. Ich sah die abgeblätterten Fassaden der Häuser, die schmutzigen Fenster, das aufgerissene Pflaster des Hinterhofs und die niedrigen Anbauten und Schuppen.

Kinder spielten auf dem Hof. Sie pfiffen uns aus, als wir ihn durchquerten.

Art Murdock wohnte auf der entgegengesetzten Seite des Hofs in einem Backsteinbau. Er war einstöckig hochgezogen worden, und nur in Höhe der ersten Etage befanden sich Wohnungen. Sechs graugestrichene Türen zählte ich, die allesamt durch eine an der Vorderfront vorbeilaufende Galerie erreicht werden konnten.

Wirklich kein angenehmer Platz zum Wohnen. Meine Gedanken standen auf dem Gesicht geschrieben, und Bill grinste.

»Was willst du, John, er wollte es nicht anders.«

»Ja, das sehe ich.«

Bill führte uns auf eine Treppe zu, die nicht vertrauenserweckend aussah. Wir warteten, bis eine dicke Frau mit ihrem Wäschekorb uns von oben kommend passiert hatte. Dann stiegen wir die Stufen hoch.

Auf der Galerie blieben wir stehen. Bill schaute sich um und zählte die Türen ab.

»Die dritte ist es«, sagte er.

»Namensschilder gibt es wohl keine.«

Der Reporter schaute Jane Collins an. »Wofür auch? Hier weiß jeder, wo er seinen Nachbarn findet, und Besuch ist nicht gerade willkommen.«

Ich nickte nur.

Bill hämmerte gegen die Tür, während ich nach unten in den Hof schaute.

Ein paar Gestalten hatten sich dort zusammengerottet. Sie schielten mißtrauisch hoch zur Galerie. Ihre Blicke sagten genug.

Von Fremden hielten sie nicht viel.

»Der alte Geier scheint nicht da zu sein«, bemerkte Bill und klopfte abermals.

Jane Collins dachte da praktischer. Sie griff an Bill vorbei, packte die Türklinke und drückte sie nach unten.

Die Tür war offen.

»Bitte sehr«, sagte Jane. »Tritt ein, großer Meister.« Als Dame von Welt ließ sie uns den Vortritt. Das war auch besser so, wie die nächsten Sekunden zeigten.

Der muffige Geruch fiel Bill und mir sofort auf. Mein Freund warf mir einen schrägen Blick zu. Aber da war noch etwas anderes, was sich unter den Geruch mischte. Ein anderer Duft.

Süßlich…

Wie Blut.

Ich schluckte hart. Die Wohnung hatte keine Diele. Wir standen ohne Übergang im Raum. Die Einrichtung entsprach der einer Junggesellenbude. Es war auch ebenso aufgeräumt.

Ich sah eine zweite Tür.

»Art!« rief Bill Conolly. »Art Murdock, wo sind Sie, zum Teufel!«

Ich zog die Tür auf, schaute in das nächste Zimmer und schloß die Augen.

»Du hast recht gehabt, Bill. Er ist beim Teufel«, sagte ich leise und ließ dem Reporter den Vortritt.

Bill blieb neben mir stehen, schaute an meiner Schulter vorbei und sagte nur: »Mein Gott!«

Ich überwand mich und betrat das Zimmer. »Halte du Jane zurück«, riet ich meinem Freund.

Bill drehte sich um. Käsig war er im Gesicht. Kein Wunder, denn mir war auch nicht nach jubilieren zumute. Doch es ging kein Weg daran vorbei, ich mußte mir den Toten anschauen.

Er lag quer über dem Bett. Was sofort ins Auge stach, war das Zeichen auf seiner Stirn.

Ein X.

Jemand mußte es mit einem scharfen Gegenstand in die Haut geritzt haben. Das Blut war schon verkrustet. Aus diesem Grund zeichnete sich das X deutlich ab.

Ich schaute mich um. Im Zimmer hatte ein Kampf stattgefunden.

Alles deutete daraufhin. Der Tisch war umgestürzt, ebenso die vier Stühle. Art Murdock hatte diese Bude wohl als Schlaf- und Arbeitsraum benutzt, weil ich auch eine Schreibmaschine sah. Sie lag

ebenfalls auf dem Boden. Jemand mußte seinen Zorn daran ausgelassen haben. Er hatte sie nämlich in ihre Einzelteile zerlegt.

Ich hörte Bill mit Jane Collins sprechen. Zwei Schritte brachten mich an das Fenster mit der schmutzigen Scheibe. Ich schaute in den Hof. Diesmal jedoch an der Rückseite. Eine Mauer schloß dieses Geviert ab.

Keine Spur von dem oder den Mördern. Trotzdem konnte der Reporter noch nicht lange tot sein, denn seine Haut war warm. Wer brachte so etwas fertig? Welchem Verbrechen waren wir hier auf die Spur gekommen?

Ich wischte mir über die Stirn. Die kleine Wohnung war durchsucht worden, von irgendwelchen Aufzeichnungen würden wir sicherlich nichts finden.

Trotzdem wollte ich nachschauen.

Da fiel mir eine kleine Tür auf, die ich bisher übersehen hatte. Sie befand sich neben dem Bett, hatte nicht die normale Größe, sondern war sehr schmal.

Was befand sich dahinter? Ein Bad vielleicht?

Ich zog die Tür auf.

Der Raum war dunkel. Ich roch sofort die Chemikalien und identifizierte ihn als Dunkelkammer. Hier hatte der Reporter seine Aufnahmen selbst entwickelt.

Ich trat über die Schwelle und sah die schattenhafte Bewegung.

In den nächsten Sekunden reagierte ich wie ein Automat. Ich warf mich nach hinten, fiel gleichzeitig in die Knie, und etwas pfiff über mich hinweg, bevor es in den hölzernen Türrahmen hieb.

Eine Klinge.

Eine schmale, mörderische Schwertklinge. Leicht gebogen und an einen Säbel erinnernd.

Ich lag auf dem Boden, machte eine Rolle rückwärts, und während ich auf die Beine kam, verließ der Typ die Dunkelkammer.

Sekundenlang war ich starr vor Staunen und Schreck.

Vor mir stand ein Exote. Aber was für einer. Ich hatte im Kino mal Samurai-Filme gesehen, und wie ein Samurai sah der Kerl vor mir aus. Er trug eine dicke lederne Rüstung, die seine Brust schützte. Vor dem Gesicht hatte er eine Maske, die aussah wie ein kleiner Gitterkäfig. Seine Arme waren nicht geschützt, auch nicht die Hände, und ich sah die trockene, wie Papier wirkende Haut.

Lebte der Samurai überhaupt noch?

Längst hatte er das Schwert wieder aus der Türfüllung gezogen.

Er umfaßte den Griff mit beiden Händen, sprang vor und führte einen mörderischen Hieb.

Ich hechtete zur Seite.

Wieder verfehlte mich die schmale, rasiermesserscharfe Klinge.

Mit der Schulter stieß ich gegen den Tisch und drückte ihn weiter

weg.

Der Samurai sprang mir nach.

Sofort war ich auf den Beinen. Die Schnelligkeit des Kerls überraschte mich, er ließ mir keine Zeit, die eigene Waffe zu ziehen, aber es gelang mir, den kleinen Schreibmaschinentisch hochzureißen.

Als die Klinge wieder nach unten fuhr, schleuderte ich dem Samurai den Tisch entgegen.

Das fliegende Möbelstück kreuzte den Schlag, und ich sah mit Schrecken, daß das Samurai-Schwert den Tisch in zwei Hälften teilte. Sie fielen polternd zu Boden.

Dieses Geräusch hörte auch Bill Conolly. Er streckte seinen Kopf in das Zimmer.

»Weg!« schrie ich ihm zu, denn der Samurai hatte den Reporter ebenfalls gesehen und sprang auf ihn zu.

Bill zog wirklich im letzten Augenblick den Kopf ein. Die durch die Luft pfeifende Klinge wischte dicht an seiner Nasenspitze vorbei und beschrieb einen Kreis, denn der Japaner hatte beide Arme bei seinem Schlag hoch erhoben gehabt.

Ich hatte endlich Zeit, meine Beretta zu ziehen. Es würde mir wohl nie gelingen, ihn mit den Fäusten zu überwinden, deshalb mußte ich meine Pistole nehmen.

Der Samurai bewegte sich so rasch, daß ich gar nicht groß zielen konnte. Doch die Kugel traf. Wuchtig hämmerte das Silbergeschoß in die Brust des Kämpfers, aber der Lederschutz war so dick, daß er das Geschoß auffing.

Trotzdem war der Samurai gewarnt. Mit einem gewaltigen Sprung wuchtete er sich auf mich zu, ich wollte noch feuern, doch meine Sicherheit war wichtiger.

Leider kam ich nicht schnell genug weg. Nicht sein Schwert traf mich, sondern ein Fuß. Er rammte mir gegen die Schulter, schüttelte mich durch und schleuderte mich zurück. Der nachfolgende Schlag hieb nur neben dem Toten in das Bett, zerstörte ein Kissen, so daß Federn aufwölkten wie Schneeflocken.

Ich hörte Bill Conolly schreien, kümmerte mich nicht darum, sondern rollte mich vom Bett und legte an.

Wieder feuerte ich.

Der Samurai bewegte sich zu schnell. Meine Kugel wischte an seinem Schädel vorbei, dann war der Unheimliche schon an der Tür und rannte aus dem Zimmer.

Ich hatte Angst um Jane und Bill. Dieser Teufel war wirklich nicht zu stoppen. Ich kam auf die Beine, stolperte über eine Tischhälfte und warf mich aus dem Raum.

Zwei Schüsse fielen.

Dann schrie Jane Collins spitz und gellend. Bill Conolly fluchte wild,

ich stürzte durch die Tür, sah Bill am Boden liegen und Jane Collins eng gegen die Wand gepreßt stehen. Die Detektivin blutete aus einer Wunde am Arm.

Der Samurai jedoch stand vor ihr und riß sein Schwert hoch, um Janes Leben ein Ende zu setzen.

Ich schoß.

Vier Kugeln steckten noch im Magazin. Ich hämmerte heraus, was herauszuhämmern war. Dabei fächerte ich die Waffe im Halbkreis hin und her.

Die Geschosse klatschten gegen den Rücken des Unheimlichen, eine Kugel jaulte gegen das Schwertblatt, eine andere zertrümmerte seine linke Hand, und mit einem wüsten Knurren fuhr er zu mir herum.

Er schlug nach mir.

Zum Glück stand ich weit genug weg, so daß die Schwertspitze an mir vorbeifegte. Jetzt hatte ich mich verschossen. Jane Collins stand an der Wand und zitterte wie Espenlaub.

Ich rechnete damit, daß der Samurai sich auf mich stürzen wollte, doch er drehte ab und rannte weg.

Auf dem Weg nach draußen brüllte er noch einmal wütend auf und war verschwunden.

Auch ich erwachte aus meiner Starre. Denn eins war mir bewußt geworden: Die Silberkugeln hatten nichts bewirkt.

Der Samurai lebte weiter. Ihn mußte eine andere, unheimliche und mir fremde Magie am Leben halten, gegen die ich keine Waffe besaß.

Ich schaute zu Jane.

Sie nickte mir zu, während Tränen der Erleichterung über ihr Gesicht liefen.

Auch Bill Conolly stemmte sich hoch. Er wollte etwas sagen, ich kam ihm zuvor.

»Kümmere dich um Jane!« rief ich ihm zu. Obwohl ich waffenlos war, wollte ich die Verfolgung aufnehmen. Ich mußte wissen, wohin der Samurai verschwunden war.

Meiner Ansicht nach konnte er nicht allein sein, er mußte irgendwelche Helfer haben, die ihm zur Seite standen.

Das Geschrei der Leute wies mir den Weg. Auch sie hatten den unheimlichen Krieger gesehen. Ich hoffte nur, daß er niemanden verletzte oder tötete. Ich sprang auf die Galerie.

Der Samurai stand bereits unten im Hof. Schreiend flüchteten die Menschen nach allen Seiten. Sie hatten auch Grund, denn der Kerl stand auf der Stelle, drehte sich dabei und hielt sein Schwert in der Hand des rechten ausgestreckten Arms.

Ich schluckte, holte tief Luft und brüllte: »Hier bin ich. Laß die Menschen in Ruhe!«

Er hörte tatsächlich auf und schaute hoch zur Galerie. Dann jedoch

machte er auf dem Absatz kehrt und rannte weg. Allerdings nicht auf die Einfahrt zu, sondern in die entgegengesetzte Richtung.

Wenn ich die Treppe hinunterrannte, verlor ich zuviel Zeit. Ich entschied mich anders. Ein Sprung brachte mich über das Geländer der Galerie. In der Luft breitete ich die Arme aus, kam gut auf, spürte trotzdem den Aufprall bis in den letzten Gehirnwinkel, wurde nach vorn geworfen und blieb auf den Füßen.

Um die ängstlichen und auch erstaunten Gesichter der Einwohner kümmerte ich mich nicht. Ich sprintete auf die Rückseiten der Häuser zu. Hier irgendwo mußte der Unheimliche verschwunden sein.

Die Türen standen offen. Er konnte durch jede verschwunden sein und vorn an der Straße wieder auftauchen.

Es war wie verhext!

Da hörte ich einen Schrei.

Rechts von mir, wo der dunkle Hausflur hinter der Türöffnung wie eine Höhle wirkte.

Mich gruselte schon ein wenig, wenn ich daran dachte, daß auch ich mich in den dunklen Flur schieben mußte. Der Samurai konnte im Hinterhalt lauern und mich eiskalt umbringen.

Die Beretta hatte ich weggesteckt. Sie nützte mir nichts mehr. Ich hatte nur noch mein Kreuz, aber auch bei diesem Talisman war es fraglich, ob es mir etwas nützte.

Dieser Samurai war Japaner. Er kam aus einer anderen Welt, aus einem anderen Volk mit einer anderen Magie. Eine geheimnisvolle, fernöstliche. Bisher war ich kaum damit in Kontakt gekommen.

Aber ich wußte, daß sie rätselhaft und brandgefährlich war. Letzteres hatte der Samurai mir vor wenigen Sekunden noch bewiesen.

Ich tauchte in den dunklen Flur.

Nur langsam gewöhnten sich meine Augen an das herrschende Dämmerlicht.

Wo steckte dieser Teufel?

Ich riß meine Augen weit auf, doch mehr als Umrisse nahm ich nicht wahr. Schemenhaft identifizierte ich das Geländer einer Treppe. Unter meinen Sohlen knirschte es. Meinem Gefühl nach mußte man das Geräusch meilenweit hören.

Dann klappte eine Tür. Kurz zuvor sah ich einen helleren Streifen, als das Licht in den Flur fiel. Danach wurde es wieder dunkel.

Für mich war dieses Geräusch der Beweis gewesen, daß der Samurai das Weite gesucht hatte.

Ich rannte. Dabei geriet ich zwangsläufig in Gefahr, irgendwo gegen zu laufen. Und schon fuhr ich mit dem rechten Ellbogen über eine rauhe Wand, kickte mit der Fußspitze gegen einen Eimer, der laut scheppernd an der Wand entlangstreifte. Ich prallte schließlich gegen die Haustür.

Meine rechte Hand fiel nach unten, bekam die Klinke zu fassen, und ich riß die Tür auf.

Vor mir sah ich eine enge Straße.

Sie wurde noch enger durch die zahlreichen parkenden Wagen.

Und ein Wagen startete soeben.

Links von mir.

Ich riß den Kopf herum.

Das Fahrzeug scherte aus der Parklücke. Es war ein dunkelgrüner Kastenwagen. Die Karre schleuderte mit dem Heck, als der Fahrer sie auf die Straße riß.

Ich startete von der Haustür aus.

Als ich auf der Fahrbahn stand, wurde der Kastenwagen bereits in die nächste Kurve gerissen. Nicht einmal das Nummernschild konnte ich erkennen, geschweige denn den Fahrer.

Der Wagen verschwand.

Ich stand wie bestellt und nicht abgeholt auf dem Gehsteig und hätte mir vor Wut irgendwohin beißen können. Leider war ich nicht so gelenkig.

Sekundenlang überlegte ich, ob ich eine Fahndung einleiten sollte. Da ich weder Automarke noch Nummernschild kannte, hatte das keinen Zweck. Ich hätte mich nur lächerlich gemacht und den Kollegen unnötige Arbeit.

So ging ich wieder zurück.

Der Flur war nicht mehr so leer. Die Leute wagten sich aus ihren Wohnungen. Einigen stand der Schrecken noch in den Gesichtern geschrieben. Neben einem Mann, der nur ein Bein hatte, blieb ich stehen.

Mein Ausweis machte ihn redselig.

»Das war der Gehörnte!« keuchte er und rollte mit den Augen.

»Ehrlich, er kam wie der Teufel. Mein Sohn wollte ihn noch aufhalten, doch der hat ihn einfach umgerannt.« Der Alte bekreuzigte sich. »Nur gut, daß er nicht zugeschlagen hat.«

Der Meinung war ich auch.

Mir fielen Jane und Bill ein, die sicherlich voller Spannung und Ungeduld warteten.

Sie waren bereits in den Hof gegangen. Bill hatte inzwischen die Wunde der Detektivin verbunden.

Ich ging zu ihr. »Ist es schlimm?« fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, es tut nur weh.«

»John«, sagte der Reporter und schluckte. »Dieser Japaner, das ist… das ist ein regelrechter Teufel.«

Ich gab meinem Freund recht. »Und wie. Selbst Silberkugeln sind gegen ihn machtlos.«

Bill, der sonst immer einen Scherz auf den Lippen hatte, schaute

mich ernst an. »John, was kommt da auf uns zu?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hast du denn keinen Verdacht?«

»Nein.«

»Dr. Tod«, sagte er.

»Wie kommst du darauf?«

»Das ist doch seine Handschrift. Er hatte lange genug Zeit, etwas in die Wege zu leiten. Jetzt hat er es geschafft und will die Früchte ernten. So sehe ich es.«

Ich nickte. »Da hast du vielleicht recht.«

»Nicht nur vielleicht, John. Wir haben alle Glück gehabt, daß dieser Samurai das Weite suchte. Der hätte uns doch in Stücke gehauen.« Als Jane die Worte vernahm, schüttelte sie sich.

»Laß gut sein, Bill«, sagte ich und lächelte der blondhaarigen Detektivin aufmunternd zu. »Ich werde jetzt der Mordkommission Bescheid geben, dann sehen wir weiter.«

»Wie weiter?«

»Wir suchen noch einmal in Murdocks Wohnung nach.«

»Und danach?«

»Dieser Samurai ist Asiate. Und wer ist ebenfalls Asiate?«

»Suko!« sagte Bill.

Ich tippte ihm mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Ausgezeichnet, großer Denker. Wir werden Suko hart einspannen. Vielleicht weiß er etwas.«

Bill nickte. »Genau. Ich bleibe ebenfalls am Ball. Wenn ich daran denke, daß dieser Teufel in London herumläuft, wird mir ganz anders.«

Da sagte Jane Collins etwas, was auch mich nachdenklich machte.

»Woher willst du denn wissen, Bill, daß nur dieser Samurai in London herumläuft?«

Wir schauten uns an. Und nicht nur ich bekam einen Klumpen zwischen Zwerchfell und Magen. Falls Jane recht hatte, standen uns verdammt schlimme Zeiten bevor…

***

Wir stellten Art Murdocks Wohnung im wahrsten Sinne auf den Kopf. Und wir fanden – nichts.

Entweder hatte dieser teuflische Samurai schon abgeräumt oder aber es gab keinerlei Aufzeichnungen. Was Art wußte, das hatte er in seinem Kopf bewahrt gehabt.

Bill Conolly nahm sich dann noch den Papierkorb vor, während ich mich darüber ärgerte, daß mir der dunkelgrüne Kastenwagen durch die Lappen gegangen war.

Plötzlich rief mein Freund. »Kommt mal her!«

Jane und ich sahen Bill vor dem ausgeleerten Papierkorb hocken und in den Zetteln und weggeworfenen Notizen herumwühlen. In der rechten Hand hielt er ein gelbes Stück Papier, das schwarz bedruckt war.

Ich nahm es Bill aus der Hand.

Kendo-Club Soho, las ich.

»Na?« fragte Bill. »Ist doch was – oder?«

Ich nickte. »Kann sein.«

Jane fragte. »Glaubst du, daß wir dort eine Spur finden?«

»Immer«, behauptete der Reporter.

Ich war zwar nicht so optimistisch wie mein Freund, aber ganz von der Hand weisen wollte ich es auch nicht. »Steht die Adresse auch darauf?«

»Nein, da habe ich schon nachgesehen.«

Ich ließ den Zettel wieder fallen. Die Anschrift hatten wir schnell.

Da brauchten wir nur im Telefonbuch nachzuschauen. Bill hatte die gleiche Idee gehabt. Er blätterte bereits den dicken Wälzer von Soho durch. »Alles klar!« rief er nach einer Weile. »Ich weiß, wo wir den Club finden können.«

»Und wo?« fragte ich.

Der Reporter nannte eine Straße, deren Namen ich nicht kannte.

»Aber ich kenne sie«, sagte Jane. »Die liegt ganz in der Nähe des Apollo Theaters.«

»Okay.«

»Auf die Schule bin ich gespannt«, meinte Jane.

Ich schaute sie von der Seite her an. »Das brauchst du nicht zu sein, mein Kind.«

»Und warum nicht?«

»Weil wir dich gar nicht mitnehmen!«

»Aha.« In Janes Augen funkelte es. »Erst habe ich dir geholfen, und jetzt kann ich gehen.«

Ich deutete auf ihre Verletzung. »Reicht dir das eine Andenken denn nicht?«

»Das ist doch nur ein Kratzer.«

»Ja, aber ein verdammt gefährlicher. Nein, nein, Mädchen. Du bleibst hier.« Trotz dieser locker formulierten Antwort besaß meine Stimme den gewissen Unterton, den auch Jane Collins kannte. Sie wußte, daß jeder Widerspruch jetzt zwecklos war. Ihr Gesicht vereiste, und sie schaute wütend zu Boden.

»Trotzdem müßten wir jemanden mitnehmen«, meinte der Reporter.

»Sicher. Suko.«

Wir benachrichtigten vorher die Mordkommission, warteten ihr Eintreffen ab, und ich erklärte dem Leiter einiges. Auch abgebrühte Beamte erschauderten, als sie die Leiche sahen. Manche Gesichter

wurden bleich.

Der Wagen stand noch dort, wo wir ihn abgestellt hatten. Bill fuhr mich zu meiner Wohnung. Jane Collins stieg vorher beleidigt aus. Ich hatte noch versucht, ihr zu erklären, daß es wirklich besser für sie war, wenn sie diesmal einen Rückzieher machte, aber sie wollte einfach keine Vernunft annehmen.

Wütend rauschte sie davon.

Bill grinste mich von der Seite her an. »Ja, die Frauen«, sinnierte er. »Sie sind das größte Rätsel auf unserer schönen Welt.«

»Du mußt es ja wissen.«

»Und wie. Schließlich bin ich lange genug verheiratet.«

Bevor Bill sich weiter in die Philosophie über die Frau vertiefen konnte, hatten wir unser Ziel erreicht.

Gemeinsam brachte uns der Lift nach oben.

Ich klingelte bei Suko.

Nicht er öffnete, sondern Shao, seine Freundin. Ihr hübsches Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, als sie uns erkannte.

»Dürfen wir eintreten, Blume Asiens?« fragte Bill und vollführte eine Verbeugung.

»Seit wann so förmlich?«

»Er hat sein Verhältnis zu den Frauen überdacht«, erklärte ich, »und macht jetzt in Höflichkeit.«

»Ach so.«

Hinter Shao tauchte Sukos Gesicht auf. Mein Partner steckte noch im Trainingsanzug, er hatte soeben seine morgendlichen Fitnessübungen hinter sich.

»Hattest du nicht Urlaub?« fragte er mich.

»Ja.«

»Aber wie ich deinem Gesicht ansehe, liegt wieder was in der Luft.«

»Er kann es eben nicht lassen«, meinte Bill.

Wir hatten längst den Wohnraum betreten. Shao servierte Orangensaft, und ich kam ohne Umschweife zur Sache.

Suko hörte gespannt zu. »Ein japanischer Samurai«, murmelte er, »gegen den Silberkugeln machtlos sind. Das ist ein Ding.«

Der Meinung war ich auch. »Kennst du dich in der japanischen Mythologie aus?«

»Kaum.«

»Auch von Kendo hast du keine Ahnung?«

»Nun, ich könnte es lernen.«

»Dann sehen wir uns die Schule einmal an.«

Suko war auch dafür. Er zog sich nur noch schnell um.

Shao fragte: »Wird es gefährlich?«

Darauf konnte ich ihr keine genaue Antwort geben.

***

Der Würfel des Schreckens hatte ihm das Gesicht gezeigt. Und damit die Bereitschaft, zurückzukehren.

Aber noch lebte Tokata nicht.

Der grausame Samurai war nach wie vor gefangen. Er lag in seinem Hügelgrab an einem verfluchten Ort, aber er spürte in der Tiefe der Erde, daß etwas im Gange war.

Fremde Gedanken erreichten ihn. Ströme, die sein untotes Gehirn aktivierten und ihn wieder hoffen ließen. Die Kraft des Guten bröckelte. Die Mönche und Götter, die ihn vor langen Jahren verbannt hatten, lebten nicht mehr, deren Nachfolger ebenfalls nicht mehr.

Tokata war in Vergessenheit geraten.

Doch nun merkte er, daß jemand etwas von ihm wollte. Nicht umsonst erreichten die Gedanken sein Gehirn. Er wurde unruhig in seinem Grab. Er spürte, daß bereits etwas Entscheidendes geschehen war, aber noch konnte er nicht selbst eingreifen. Er war zu schwach.

Bauern, die um diese Zeit ihre Felder bestellten, warfen hin und wieder scheue Blicke zu dem Hügel hoch. Sie spürten instinktiv, daß etwas in Gang geraten war. Zwar hatte das Innere des Hügels immer schon gearbeitet, doch in letzter Zeit war es schlimmer geworden. Aus der Oberfläche quollen giftige Gase und stiegen träge dem Himmel entgegen.

Einige Besserwisser waren davon überzeugt, daß vulkanische Gegebenheiten dafür verantwortlich waren, doch die Bauern glaubten nicht daran. Sie wußten es besser. Nicht umsonst hatte einer von ihnen die vier grausamen Gestalten gesehen, die eines Nachts über den Hügel und damit durch die Lüfte ritten und in der Ferne verschwanden.

Das waren seine Helfer gewesen. Die vier Samurai, die ihn auch vor langer Zeit begleitet hatten. Sie waren die Vorboten des Bösen, alle Anzeichen standen auf Sturm, mit Tokatas Rückkehr war jeden Tag zu rechnen.

Abends, nach getaner Arbeit, setzten sie sich zusammen, berieten und beteten zu den Göttern.

Fast jeder Ort hatte einen anderen Gott. Die Menschen waren sehr abergläubisch, aber in diesen Zeiten flehten sie zu Amaterasu, der obersten Göttin, damit sie ihre Bitten erhörte und den grausamen Tokata in der kalten Erde des Hügels ruhen ließ.

Einige sprachen schon davon, die Heimat zu verlassen, doch sie wurden überstimmt. Nein, man wollte dort bleiben, wo auch die Ahnen gelebt und gearbeitet hatten. Zu sehr war man mit dieser Gegend verwachsen. Man hatte Kriege erlebt, schlechte und gute Zeiten, und man hatte sie überstanden.

So sollte es auch bleiben.

Auch in dieser langen Nacht tat sich nichts. Als die Tageswende

überschritten war, legten sich die Menschen schlafen. In ihren Träumen jedoch geisterte eine gefährliche Gestalt, die Angst, Panik und Schrecken verbreitete.

Tokata, der teuflische Samurai.

Wann würde er erwachen?

***

Von all diesen Dingen ahnten wir nichts, als wir uns auf den Weg nach Soho machten.

Wir – das waren Bill Conolly, Suko und ich.

Diesmal hatten wir meinen Wagen genommen, und ich fuhr.

Selten hatte ich einen Fall mit so trüben Gedanken in Angriff genommen. Denn das Wissen um die Machtlosigkeit meiner Silberkugeln fraß wie eine ätzende Säure in mir.

Wie konnte ich diesen Samurai besiegen?

Mit dem Kreuz? Kaum, denn es gehörte zu einer christlichen Religion. Auch mein Bumerang war unter Umständen nicht die richtige Waffe. Ebenso verhielt es sich mit dem silbernen Dolch und der Gemme. Was ich schon lange geahnt und befürchtet hatte, war nun eingetreten. Ich war auf Gegner getroffen, bei denen die Mittel der christlichen Lehre nichts mehr nutzten.

Und das war schlimm.

Bestimmt gab es Waffen, mit denen ich auch die anderen Dämonenarten bekämpfen konnte – nur besaß ich keine. Auch Suko konnte mir da nicht viel helfen. Er wußte wohl über chinesische Götter Bescheid, nicht jedoch über japanische.

Vor längerer Zeit hatte mir in Japan mal ein Gott geholfen. Kamikaze, der Sturmgeist, aber die Bedingungen, die er vor seiner Hilfe gestellt hatte, waren mir noch heute in sehr unangenehmer Erinnerung, und auf Kamikaze wollte ich doch nicht mehr zurückgreifen.

Bill merkte, daß mich nicht gerade optimistische Gedanken beschäftigten. Er versuchte mich auch aufzumuntern. »Nimm's nicht so tragisch, John. Wir schaffen es.«

»Hoffentlich.«

Der Verkehr um diese Tageszeit war wieder schlimm. Trotz hoher Benzinpreise schien sich in der Londoner City alles versammelt zu haben, was Räder hatte.

Wir kamen nur stoßweise voran.

Piccadilly Circus ließen wir links liegen, gelangten auf die Wardour Street und fuhren bereits durch Soho. Weiter vorn tauchten die beiden Bauten des Globe und Apollo Theaters auf. Hier liefen die weltberühmten Musicals oft in großer Starbesetzung. Ich hatte im Apollo unter anderem Liza Minelli in ›Cabaret‹ gesehen.

Jane Collins hatte mich begleitet. Allerdings würde es dauern, bis die Detektivin wieder mit mir ins Theater ging. Jane war sauer.

Bill dirigierte. »Sieh zu, daß du den LKW da überholst, dann rechts rein!«

Ich schaffte es.

Bill klatschte, und ich verzog das Gesicht.

An den Rückseiten der beiden Theater fuhren wir vorbei. Aus großen Containern wurden Kulissen abgeladen. Auch mir war bekannt, daß man sich im Apollo zu einer Premiere rüstete.

»Nächste links«, sagte Bill.

Wir gelangten in eine schmale Straße. Eine Einbahn. Rechts parkten zahlreiche Fahrzeuge. Sie machten die Straße noch enger als sie ohnehin schon war.

Wie ein witterndes Raubtier schob sich die Schnauze des Bentley voran. Obwohl sonniges Wetter herrschte, fielen die Strahlen kaum in diese schmale Straße ein.

Wir sahen auch kaum Menschen. Die Gebäude beherbergten Niederlassungen zahlreicher Firmen.

Wo befand sich die Schule?

Ein Schild wies darauf hin. Es zeigte japanische Schriftzeichen.

Darunter las ich den Text in Englisch.

Kendo School »Die Schule haben wir, einen Parkplatz jedoch nicht«, meinte Bill Conolly.

Nach ihm hielt ich ebenfalls Ausschau. Schließlich fuhr ich den Wagen mit der Schnauze zuerst auf einen schmalen Bürgersteig.

Dort mußte er eben stehen bleiben.

Wir stiegen aus. Dumpf schwappten die Türen zu, als wir sie ins Schloß warfen.

Ich überzeugte mich mit einigen Griffen, daß meine Waffen auch vorhanden waren und nickte meinen Freunden zu. Der Eingang zur Kendo-Schule sah ziemlich unscheinbar aus. Eine schmale Tür, von der die grüne Farbe bereits abblätterte. Sie besaß in Augenhöhe eine Klappe.

Eine Klingel entdeckte ich ebenfalls. Sie befand sich rechts im Mauerwerk.

Ich schellte.

Im Innern hallte schwach ein Gong nach. Schnelle Schritte näherten sich, dann wurde geöffnet.

Der Mann, der vor uns stand, trug die Kleidung eines Judokas. Er war ungefähr so groß wie Suko, nur etwas schmaler. Sein Gesicht mit der Mongolenfalte um die Augen nahm einen fragenden Ausdruck an. Aus dem Innern des Hauses drangen Kampfgeräusche an unsere Ohren. Es hörte sich an, als würden irgendwelche Gegenstände im gleichbleibenden Rhythmus gegen die Wand geschlagen.

»Sie wünschen?« fragte der Japaner in einwandfreiem Englisch.

Ich hatte mir bereits einen Plan zurechtgelegt. Schnell gab ich die Antwort. »Wir hatten eigentlich vor, uns mit dem Kendo-Sport etwas näher zu beschäftigen, und deshalb möchten wir uns einmal Ihre Schule anschauen.«

Der Mann nickte und lächelte. »Das ist sehr vernünftig, Gentlemen. Darf ich Sie hereinführen?«

Ich war überrascht. So reibungslos hätte ich mir unseren Eintritt nun doch nicht vorgestellt.

Der Mann trat zur Seite. Wir gelangten in einen ziemlich schmalen Flur, an dessen Ende ich die beiden Flügel einer hölzernen Schwingtür sah. An den Wänden klebten Plakate. Sie zeigten allesamt die Kendo-Kämpfer in Action.

Es war schon beeindruckend, diese Männer zu betrachten. Wenn ich daran dachte, sie mal als Gegner zu haben, dann bereitete sich doch ein unangenehmes Gefühl in meinem Innern aus.

Der Japaner schloß die Tür. Er schritt dann lächelnd an uns vorbei und drückte die rechte Hälfte der Schwingtür auf.

Ich flüsterte Suko eine Frage ins Ohr. »Was hältst du denn davon?«

»Man gibt sich sehr freundlich.«

»Ist das normal?«

»Kann ich nicht sagen.«

Wir schauten in den Kampfraum. Zehn Männer zählte ich, die sich im Stockfechten übten. Sie trugen ebenfalls helle Kleidung, die mich auch an die Judoka-Anzüge erinnerten.

Alle kämpften.

Sie standen sich auf großen Matten gegenüber und schlugen aufeinander ein, während sie fast jede Attacke mit einem urigen Kampfschrei begleiteten.

Unwillkürlich blieb ich stehen. Diese Männer waren Artisten.

Virtuos handhabten sie ihre Kendo-Stöcke, die hell aufklangen, wenn sie gegeneinanderprallten.

Es waren fantastische Kämpfer. Direkt neben mir sah ich einen Kraftprotz, der seinen Kendo-Stock fest umklammert hielt und auf seinen wesentlich kleineren Gegner einschlug.

Der jedoch verteidigte sich geschickt, parierte die Schläge und ging zum Gegenangriff über. Er war so schnell, daß der Kräftige kaum parieren konnte und zur Aufgabe gezwungen wurde.

»Ich heiße übrigens Kuni«, sagte der Mann, der uns so freundlich hereingebeten hatte.

Die Höflichkeit gebot es, daß auch wir unsere Namen sagten.

Kuni zuckte mit keiner Wimper, er behielt sein Lächeln bei.

»Wollen Sie sich erst einmal die Kämpfe anschauen?« fragte er mich.

»Ja.«

»Bitte, dort können Sie Platz nehmen.« Er deutete auf einige Sitzreihen an der linken Hallenseite. Es waren schlichte Holzbänke.

Drei von ihnen standen hintereinander. Die zweite und dritte war jeweils höher als die davor. Fenster gab es nicht, dafür bestand eine Wand aus Glasbausteinen. Erleuchtet wurde die Halle von zwei unter der Decke klebenden Leuchtstoffröhren.

Die Kämpfer nahmen von uns keine Notiz, wenigstens keine sichtbare. Sie übten weiter. Und das alles ohne Kopf- und Gesichtsschutz. Da mußte man schon ein As sein.

»Gefällt es Ihnen?« wandte sich Kuni an uns.

»Ja, sehr«, erwiderte der Reporter.

Kuni lächelte. »Sie können ruhig bleiben. Ihre Anwesenheit stört die Kämpfer nicht.«

Bill schaute mich an.

Suko und ich nickten. Schaden konnte es bestimmt nicht, wenn wir uns hier aufhielten.

In der dritten Reihe nahmen wir Platz. Kuni wartete, bis wir uns gesetzt hatten, verbeugte sich höflich und ging.

Ich saß zwischen Bill und Suko. Zur Hälfte konnte ich die Beine langmachen, dann berührten meine Knie die Kante der vorderen Sitzreihe.

»Was sagst du dazu?« fragte der Reporter.

»So hätte ich mir den Empfang nicht vorgestellt. Man ist sehr aufmerksam und höflich.«

»Zu höflich«, bemerkte Bill Conolly. »Irgend etwas stimmt mit dieser Schule nicht, sonst hätte mein Kollege sie bestimmt nicht in seinen Aufzeichnungen erwähnt.«

Der Meinung war ich auch. Hinter uns befanden sich mehrere Türen. Wahrscheinlich gelangte man durch sie zu den Dusch- und Umkleideräumen. Und eine dieser Türen wurde geöffnet.

Ein uralter Mann betrat die Halle. Ich stutzte unwillkürlich, als ich ihn sah, denn er war wirklich eine außergewöhnliche Erscheinung. Der Alte trug keine westliche Kleidung, sondern ein kimonoähnliches Gewand, das ihm bis auf die Knöchel reichte. Er hatte ein faltiges Gesicht, weißes Haar und einen Fadenbart von ebensolcher Farbe. Die Hände hatte er in die Ärmel seines Mantels gesteckt. In diesem Aufzug erinnerte er mich nicht an einen Japaner, sondern an einen chinesischen Mandarin.

Auch meinen Freunden war der Mann aufgefallen. »Wer ist das denn?« staunte Bill Conolly.

Ich hob die Schultern.

»Kannst du mit ihm etwas anfangen?« fragte der Reporter Suko.

»Nein.«

Der Alte schaute zu uns herüber. Er war stehengeblieben. Als sich

unsere Blicke trafen, lächelte er.

Ich nickte grüßend.

Der Mann sah es wohl als eine Einladung an, denn er setzte sich in Bewegung und kam auf uns zu. Neben Bill Conolly setzte er sich nieder.

Wir schwiegen.

Die Männer kämpften weiter. Sie schienen überhaupt nicht zu ermüden, und es machte ihnen regelrecht Spaß, aufeinander einzuschlagen.

»Gefällt es den Herren?« fragte der Alte.

»Ja, sehr«, erwiderte Bill.

»Dann möchten Sie das Stockfechten erlernen?«

»Mal sehen.«

»Es ist ein guter und ehrlicher Sport«, erklärte der Alte. »Wenn Sie ihn in dieser Schule erlernen wollen, dann sind Sie genau richtig bei uns. Wir führen die älteste Kendo-Schule Londons.«

»Kämpfen Sie auch noch?« fragte ich.

Der Alte lächelte. »Nein, aber ich habe die Schule gegründet. Kuni, mein Sohn, führt sie weiter.«

»Dann ist auch er ein Kendo-Mann?«

»Ja, sogar ein sehr guter.«

Das glaubte ich dem Mann. Er gefiel mir, auch deshalb, weil er so gesprächig war. Vielleicht konnte man von ihm mehr erfahren.

»Bilden Sie nur Kendo-Kämpfer aus?« fragte ich.

»Ja, es ist eine reine Kendo-Schule.«

»Lohnt sich das denn? Ich meine, nur Kendo und keine anderen Kampfsportarten, das ist doch immerhin risikoreich. So zahlreich werden ihre Schüler auch nicht sein.«

»Wir sind bescheiden.«

Ich ließ nicht locker. »Obwohl es doch in Japan noch andere traditionsreiche Kampfarten gibt.«

»Woran denken Sie, Sir?«

»Zum Beispiel an die alten Samurai-Tugenden.« Jetzt war es heraus, und ich war gespannt, was der Alte dazu sagte.

Er lächelte. Nicht unverbindlich, sondern irgendwie wissend.

»Sie sind ein kluger Mann, Sir«, sagte er. »Doch auch wir müssen uns umstellen. Wer will heute noch etwas von den Lehren der Samurai wissen? Das ist vorbei.«

Ich wiegte den Kopf. »Entschuldigen Sie, wenn ich an Ihrer Aussage Zweifel hege, doch vorbei scheint mir das Wirken der Samurai nicht zu sein.«

Der Alte blieb gleichbleibend freundlich. »Das müssen Sie mir erklären.«

Jetzt ritt mich der Teufel. Ich wollte endlich wissen, woran ich

wirklich war. Und ich packte aus. Ich berichtete davon, daß uns ein Samurai begegnet war. Ich erzählte nichts von dem Mord, doch auch meine wenigen Sätze wischten das freundliche Lächeln auf dem Gesicht des Alten weg. Er schaute mich jetzt ziemlich ernst und auch ein wenig ängstlich an.

»Um Himmels willen, Sir, sprechen Sie nicht weiter.«

»Warum nicht?«

Er senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Weil Sie damit etwas in Bewegung bringen, an das man am liebsten gar nicht mehr erinnert werden will.«

»Was ist es?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen.«

»Ist es ein Verbrechen?«

»Ein alter Fluch.«

»Der Leid und Schaden bringen kann?«

»Ja.«

»Dann müssen Sie mich aufklären«, drängte ich. »Wenn der Fluch für die ahnungslosen Menschen gefährlich ist, dürfen Sie nichts verheimlichen. Reden Sie, bitte.«

Der alte Mann nickte. »Ja, Sie haben recht. Aber ich weiß nicht, ob Sie und Ihre Freunde die Kraft finden werden, um diesen Fluch zu stoppen.«

»Sie müssen es auf einen Versuch ankommen lassen.«

Der Alte nickte. Er schaute sich um, ob uns auch niemand zuhörte. Das war nicht der Fall. Die Männer kämpften weiter, und von Kuni war auch nichts zu sehen.

»Wie sah er aus?« fragte mich der Mann.

Ich gab eine genaue Beschreibung.

»Ja«, sagte der Alte, »das ist er. Es besteht kein Zweifel. Das ist einer der Diener Tokatas.«

»Und wer ist das?« wollte ich wissen.

»Der Samurai des Satans. Ein uralter japanischer Dämon, der vor langer Zeit einmal die Menschen in Angst und Schrecken versetzt hat.«

»Wissen Sie mehr darüber?«

»Ja. Und wo wir schon einmal von ihm reden, werde ich es Ihnen in ein paar Sätzen zu erklären versuchen. Wie Sie vielleicht wissen, ist die Mythologie meiner Heimat vielfältig und vielschichtig. Es gibt zahlreiche Göttergeschlechter und unzählige gute, sowie böse Geister. Tokata stammt von den Göttergeschwistern Izanagi und Izanami ab. Die Geschwister selbst waren die Nachkommen von über 700 Göttergenerationen. Die beiden betrieben Inzucht. Sie paarten sich und gebaren ebenfalls zahlreiche Gottheiten. Diese entstanden aus den Augen, den Nasen oder den Ohren. Tokata stammt aus den Augen des Geschwisterpaares. Im Gegensatz zu den meisten Geborenen wandelte

er nicht auf dem Pfad des Guten, sondern schlug den des Bösen ein. Er verbündete sich sehr schnell mit Emma-Hoo, der in eurer Sprache auch Teufel oder Satan heißt. Emma-Hoo herrscht über die Jigoku, die Hölle. Er nahm Tokata freudig auf, denn immer wieder suchte er nach Dienern, die nur ihm hörig waren. Tokata gehörte dazu. Als Dank schmiedete ihm Emma-Hoo im Höllenfeuer ein Samurai-Schwert, dessen Besitzer als unbesiegbar galt. Und Tokata war unbesiegbar. Er und vier andere Samurai fegten wie der Sturmwind über das Land. Sie töteten wahllos, schändeten und brandschatzten. Schon bald wurden sie zur Geißel Nippons. Mutige Männer stellten sich ihnen entgegen, doch sie hatten keine Chance gegen die Grausamen Fünf. Ihr Terror wurde schlimmer, und selbst die Götter waren erzürnt. Sie faßten nun einen folgenschweren Entschluß. Wenn keiner der Menschen die Grausamen aufhalten konnte, dann wollten sie es tun. Sie schmiedeten einen Plan, wie sie Tokata und seinen Vasallen zu Leibe rücken konnten. Und die schafften es, die Grausamen Fünf zu vernichten, aber nicht zu töten. Alle sollten verbrannt und ihre Asche in die vier Himmelsrichtungen verstreut werden, doch der mächtige Emma-Hoo ließ dies nicht zu. Es kam noch zu harten Auseinandersetzungen, die schließlich mit einem Kompromiß endeten. Tokata und seine Samurais wurden nicht getötet, sondern vergraben. In unheiliger Erde, in einem verloschenen Vulkan. Von diesem Zeitpunkt an hat man nie mehr etwas von ihnen gehört.«

»Aber sie waren nicht völlig ausgeschaltet«, vermutete ich.

»Stimmt.«

»Dann sind sie jetzt zurückgekehrt!« stellte ich fest. »Oder wenigstens einer von ihnen.«

Der Alte schwieg.

»Wissen Sie nichts darüber?« hakte ich nach.

»Ich habe schon zuviel gesagt«, erwiderte der Japaner. »Wenn Sie sich selbst einen Gefallen tun wollen, dann gehen Sie. Gehen Sie sofort und schnell.«

Die Warnung klang ernst. Und der Alte sprach sie nicht umsonst aus. Er wußte bestimmt mehr. Er hatte geredet. Meiner Ansicht nach befand auch er sich in großer Gefahr, und das sagte ich ihm.

»Dann gehen Sie mit!«

»Nein, mein Platz ist hier.« Die Antwort hatte der Mann so überzeugend gegeben, daß ich dagegen nicht ankonnte. Aber ich wollte noch etwas wissen. »Wer steckt dahinter?« fragte ich. »Wer hat den Samurai geholt?«

»Er liegt noch in seinem Grab«, erwiderte der Alte. »Aber Tokata wird bald kommen. Wir alle spüren es. Die Zeichen stehen auf Sturm. Alle Vorzeichen sind erfüllt, und der erste ist schon da. Sie selbst haben ihn gesehen.«

»Ja, aber Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet«, sagte ich. »Ich will den Hintermann wissen. Wer hat diesen alten Fluch ausgegraben?«

Der Alte schaute zu Boden.

»Ist es ein Japaner?«

»Nein!«

Mein Verdacht verstärkte sich.

Bill Conolly konnte seine Neugierde kaum noch unterdrücken.

»Dann ist es vielleicht Dr. Tod oder Asmodina?«

Weit riß der alte Japaner die Augen auf. Und da wußten wir alle, daß Bill den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Überrascht waren wir nicht. Wir rechneten schließlich mit Aktivitäten unseres großen Gegners. Er hielt also wieder die Fäden in der Hand.

Plötzlich zuckte der Alte zusammen. Noch in der gleichen Sekunde bäumte er sich auf und schrie entsetzt.

Blitzschnell spritzten wir von unseren Plätzen hoch und duckten uns gleichzeitig.

Der alte Mann fiel nach vorn. Mit seinem Gesicht prallte er auf die Holzbank. Sein dunkelgrüner Kimono verrutschte, der Hals lag frei, und jeder von uns sah den winzigen Pfeil in seinem Fleisch stecken.

»Gift!« flüsterte Bill.

Und da fiel uns auch die Stille auf. Die Kendo-Kämpfer hatten aufgehört zu trainieren. Statt dessen starrten sie uns an. Zehn Gegner, und vor uns lag ein Toter.

Was mochten diese Männer denken?

»Jetzt wird es schwierig werden, aus diesem Raum zu entwischen«, murmelte Suko.

Da gab ich ihm recht. Wir wußten zwar, daß der Tod des Alten nicht auf unsere Kappe ging, aber die Kendo-Kämpfer würden uns das kaum abnehmen…

***

Man konnte mit Jane Collins viel machen, doch aus dem Rennen ließ sie sich nicht werfen. Vor allen Dingen dann nicht, wenn sie eine unheimliche Wut im Bauch hatte.

Wie an diesem Tag.

Ein kleines Schulmädchen hätte man nicht anders behandeln können, dachte sie. Aber nicht mit mir, sagte sie sich. Nicht mit Jane Collins! Sie war wirklich sauer, auf die Männer allgemein und auf mich besonders.

Kaum hatten wir sie abgesetzt, nahm Jane sich das nächstbeste freie Taxi.

»Wohin soll's denn gehen?« fragte der Fahrer, ein junger Farbiger, der seine Blicke kaum von Janes Körper lösen konnte.

Mit eisiger Stimme gab die Detektivin die Adresse an.

Der Driver wurde friedlicher und sagte während der gesamten Fahrt nichts mehr.

Auch Jane geriet in einen Stau, und so dauerte es ziemlich lange, bis sie aussteigen konnte. Ein Trinkgeld gab sie nicht. Wütend rauschte der Fahrer davon.

Auch Jane Collins sagte die schmale Straße mit ihren zahlreichen Bürohäusern nicht viel. Das Schild fand sie nach einigem Suchen.

Sie ging an der Tür vorbei und ließ 50 Yards hinter sich, bevor sie stehenblieb.

Jane wollte nicht offiziell in dieses Haus eintreten, sondern mehr durch die Hintertür kommen. Sie hatte auch nicht vor, sich entdecken zu lassen, sie wollte nur auskundschaften.

Jane kannte Häuser wie diese. Sie hatten schon einige Jahrzehnte auf dem Buckel, und hinter den Fassaden verbargen sich meistens Höfe. Langsam schritt Jane wieder zurück. Diesmal schaute sie sich die Häuser genauer an.

Das Gebäude rechts neben der Schule stand tatsächlich leer. Erst beim zweiten Hinsehen entdeckte Jane dies, und sie sah auch die verblichene Schrift über einer größeren Tür.

Brewery!

Eine Brauerei also. Und die war stillgelegt worden, soviel Jane erkennen konnte.

Ein Glücksfall.

In den letzten Jahren hatten die größeren Brauereien durch eine harte Preispolitik und einen immensen Machtdruck die kleinen Unternehmer aus dem Rennen geworfen. Viele Privatbrauereien waren in die Pleite geschliddert. Die Fabriken standen leer, weil sie niemand kaufen wollte, die Grundstückspreise waren zu hoch.

Jane Collins schaute sich das Gebäude an. Es mußte schon lange leerstehen, zudem hatten Jugendliche sich an den Fensterscheiben zu schaffen gemacht. Wo sonst Glas war, gähnten jetzt Löcher.

Ideal für die Detektivin.

Sie schaute sich um.

Niemand schenkte ihr Beachtung. Die Menschen, die sich auf der Straße befanden, hatten genug mit ihren Fahrzeugen zu tun. Ein größerer Wagen sprang nicht an. Drei Männer schoben ihn.

Jane ging ein paar Schritte zur Seite und stand vor einem zerbrochenen Fenster. Es war eine große Öffnung, die nach oben hin spitzbogenartig zulief.

Jane packte die rauhe Kante der Fensterbank, stemmte sich hoch, rutschte mit den Händen noch weiter vor, so daß sie das Gewicht auf beide Ballen verlagerte, und schwang ein Bein nach rechts.

Sie kniete auf der Bank. Vorsichtig, damit sie sich an den

Scherbenecken auch nicht schnitt, kletterte sie in das Innere der Brauerei.

Jane konnte riechen, daß hier früher Bier gebraut worden war. Es roch nach Treber, und trotz der teilweise zerstörten Fenster war die Luft feucht und mühsam zu atmen.

Die Detektivin war in das große Sudhaus geklettert. Sie sah die gewaltigen Kupferkessel und die Rohrleitungen, die von den Kesseln ausgingen und unter der Decke entlangliefen. Das Metall schimmerte grünlich und war stumpf. Monatelang hatte hier niemand mehr geputzt. Auch auf dem gefliesten Boden hatte sich der Schmutz angesammelt. Er lag dort als eine graue Schicht.

Vorsichtig ging Jane weiter. Ihre Füße hinterließen Abdrücke auf dem Boden. Sie passierte einen großen Braubottich und wandte sich in die Richtung, wo die Brauerei an das Nebenhaus grenzte.

Jetzt sah Jane einige Türen, die in die anderen Hallen der Fabrik führten. Dort würde sie auch sicherlich in den Hinterhof gelangen.

Keine Tür war verschlossen.

Jane öffnete die erste.

Zwei Schritte danach stand sie in der Halle, wo früher die Flaschen abgefüllt wurden. Sie sah die Etikettiermaschinen und die Füllanlagen und auch die schmalen Bänder.

Auf ihnen standen noch einige Flaschen. Jemand mußte bereits vor ihr in der Brauerei gewesen sein, denn in blinder Zerstörungswut hatten die Eindringlinge zahlreiche Flaschen zu Boden geworfen, wo sich die Scherben reihum verteilt hatten.

Nun konnte Jane auch in den Hinterhof schauen.

Ihr Blick fiel durch eine große Scheibe, die eine Seitenwand der Abfüllungshalle begrenzte. Dort sah sie auch eine Rampe, an die die Lastwagen fuhren und das Bier abholten.

Der Hof besaß eine große Ausfahrt, was für Jane schon einmal wichtig war, denn nun brauchte sie nicht auf dem gleichen Weg zurück.

Sie schritt an dem langen Fließband entlang, sah über sich die graue Decke, vor sich die unbekannten Maschinen und fühlte sich in dieser Umgebung sehr unwohl.

Hier stimmte einiges nicht.

Jane hatte dieses Gefühl, und darauf konnte sie sich fest verlassen. Das Feeling war in all den Jahren gekommen. Die Detektivin hatte bereits so zahlreiche gefährliche Situationen überstanden, daß sie es sogar merkte, wenn Gefahr in der Luft lag.

Wie jetzt.

Jane Collins blieb stehen.

Stille. Nur irgendwo im Hintergrund der Halle tropfte ein Wasserkran. Gleichmäßig pitschten die Tropfen auf den Boden.

Jane ging weiter.

Sie lächelte plötzlich. Vielleicht hatte sie sich auch geirrt, unter Umständen war alles nur Einbildung gewesen. Bestimmt steckte ihr noch der Kampf mit dem gefährlichen Samurai in den Knochen. Die Verletzung am Arm brannte nach.

Aber aufgeben wollte die Detektivin nicht. Jetzt mußte sie es den Männern beweisen. Es ging nicht an, daß man sie so ohne weiteres abschob wie eine lästige Fliege.

Vor sich in der Wand sah sie eine viereckige Öffnung. Aus ihr fuhr ein Rollband, auf dem normalerweise die Bierkästen transportiert wurden.

Jetzt stand das Band still.

Auf den Rollen lag der Staub. Am Ende des Bands stand ein alter Bierkasten aus Holz.

Jane schaute in die Öffnung – und sah die Bewegung.

Es war mehr ein huschender Schatten, doch die Detektivin glaubte fest daran, sich nicht geirrt zu haben.

Dort war und dort lauerte jemand!

Der Samurai?

Plötzlich rieselte ein kalter Schauer über Janes Rücken. Sie bekam etwas Angst, doch dann gab sie sich einen Ruck und schritt weiter.

Wenn da jemand war, dann wollte sie ihn auch sehen.

Um besser schauen zu können, stieg Jane auf das Rollband. Sie balancierte zwei Schritte vor, stand jetzt dicht an der Öffnung, bückte sich ein wenig und schaute durch das Viereck. Zuvor hatte sie noch ihre Astra-Pistole aus der Handtasche gezogen. Das Gefühl, die Waffe in den Fingern zu halten, gab ihr eine gewisse Sicherheit.

Wo lauerte der Unbekannte?

Jane verdrehte den Hals, doch sehen konnte sie nichts. Hatte man sie geleimt?

Da geschah es.

Das Band ruckte an.

Nie im Leben hatte Jane Collins damit gerechnet. Sie schrie unwillkürlich auf, wurde nach vorn transportiert, prallte mit dem Gesicht gegen die obere Kante des Rechtecks, kippte nach hinten, versuchte das Gleichgewicht zu halten, doch die Rollen waren schneller.

Jane Collins fiel auf den Rücken.

Das Band transportierte sie weiter. Bevor Jane sich aufrichten konnte, befand sie sich bereits jenseits der Halle in einem engen Schacht, durch den das Band weiterlief.

Rasch wälzte sich Jane auf die Seite. Die Wände zu beiden Seiten bestanden aus glatten Fliesen. Dicht über sich sah sie die Decke. So niedrig, daß sie es nicht schaffte, sich aufzurichten. Sie wäre

unweigerlich mit dem Kopf gegen die Decke geprallt.
Und die Öffnung wurde kleiner, das Band lief schneller.
Für Jane wurde es höchste Zeit. Auf Händen und Knien robbte sie in der entgegengesetzten Laufrichtung des Bands weiter, um doch noch den Ausgang zu erreichen.
Es war unmöglich, das Band lief zu schnell. Jane kam nicht von der Stelle. Sie konnte nicht einmal die Geschwindigkeit des Bands ausgleichen, zudem rutschten ihre Hände auf den Rollen immer wieder ab.
Die Detektivin verlor sogar an Boden.
Längst war sie in Schweiß gebadet. Ihr Atem pumpte aus dem Mund. Verzweifelt setzte sie sich gegen diese mörderische Technik zur Wehr, denn auch sie wußte, daß am Ende des Bands jemand lauerte, der diese teuflische Vorrichtung in Betrieb gesetzt hatte.
Eine Kurve.
Jane konnte sie nicht sehen, da sie sich in ihrem Rücken befand.
Sie wurde nur herumgeworfen, prallte gegen die Wand und fiel bäuchlings auf die Transportrollen.
Nach der Kurve ging es bergab.
Ein letztes Mal konnte Jane Collins die Öffnung sehen, dann wurde sie in die Tiefe befördert.
Rasend schnell ging die Fahrt. Sie lag auf dem Bauch, spreizte die Beine, klammerte sich mit allen zehn Fingern an den Rollen fest und war doch machtlos.
Sie konnte die Fahrt nicht aufhalten.
Ein letzter Ruck, und Jane Collins wurde vom Band geschleudert.
Hart prallte sie auf den feuchten Kellerboden und blieb erst einmal liegen.
Das Band stoppte.
Stille…
»O Gott«, flüsterte Jane Collins und kam taumelnd auf die Füße.
Hinter ihr ballte sich die Dunkelheit zusammen. Nur vorn, wo das Band in die Höhe führte, sah sie einen grauen Lichtschimmer.
Instinktiv duckte sie sich zusammen, als würde sie einen Angriff erwarten, der allerdings blieb aus.
Niemand tat ihr etwas.
Jane analysierte ihre Lage. Das Transportband hatte sie also in den Keller befördert. In das unheimliche Dunkel unter den Fabrikationsräumen der Brauerei. Lauerte hier diejenige Person, die das Band in Bewegung gesetzt hatte?
Bestimmt, und wenn Jane daran dachte, dann fürchtete sie sich.
Hier kannte sie sich nicht aus. Wenn sie nur ein paar Schritte zur Seite ging, würde sie sich in der Dunkelheit verirren. Welche Lösung gab es dann?

Den gleichen Weg zurück!

Es war ihre einzige Chance, denn vielleicht merkte derjenige, der das Band angestellt hatte, gar nichts davon.

Jane setzte ihr Vorhaben in die Tat um. Sie ging zwei Schritte vor, erreichte das Bandende, betrat es und ließ sich auf Hände und Füße nieder.

Dann kroch sie hoch.

Genau zwei Yards weit ließ man sie kommen. Dann wurde Janes Hoffnung brutal zerstört.

Das Band ruckte an.

Jane fiel zurück.

Diesmal jedoch war sie auf den Fall vorbereitet. Sie verstauchte oder prellte sich nichts, dafür kam sie schnell auf die Füße und zog ihre Astra aus dem Gürtel, die sie bei der ersten rasanten Fahrt weggesteckt hatte.

Wieder blieb sie allein.

Aber hier stehenbleiben, das konnte sie auch nicht; deshalb faßte sich Jane ein Herz und begann, den Keller zu durchforsten.

Schritt für Schritt bewegte sie sich voran. Ausgestreckt hielt sie beide Arme. Die Finger waren gespreizt, suchten nach Hindernissen, und schon bald stieß Jane gegen eine Wand.

Sie tastete weiter.

Instinktiv schritt sie nach rechts und blieb sofort stehen, als sie ein Geräusch hörte.

Es war das Trappeln kleiner Füße, und Jane dachte augenblicklich an Ratten.

Sie ekelte sich davor.

Wie im Krampf hatte Jane ihre Handtasche umklammert gehalten. Jetzt öffnete sie die Tasche und holte ihr Feuerzeug hervor.

Sie knipste es an.

Die kleine Flamme zuckte, wehte hin und her, warf flackernde Schatten über die Wände und…

Jane Collins schrie auf.

Sie hatte jemand gesehen.

Den Samurai!

Die Detektivin erschrak so sehr, daß sie die Flamme verlöschen ließ. Als sie sich ein Herz faßte und zum zweitenmal das Feuerzeug anknipste, war die Gestalt verschwunden.

Einbildung?

Nein, Jane war sicher, keiner Täuschung erlegen zu sein. Der Samurai hatte vor ihr gestanden.

Aber konnte sich ein Mensch so schnell und lautlos bewegen?

Jane fiel ein, daß sie es nicht mit einem Menschen zu tun hatte, sondern mit einer Kreatur der Hölle. Da galten eben andere Gesetze.

Jane Collins fürchtete sich. Sie dachte an die erste Begegnung mit dem Samurai, und sie wußte, wie schnell er mit seiner mörderischen Waffe war.

Jetzt lauerte er sicherlich in der Dunkelheit auf sie. Jane glaubte schon, das Pfeifen der Schneide zu hören, und sie zog unwillkürlich ihren Kopf ein.

Mach dich nur nicht verrückt! hämmerte sie sich ein. Behalte die Nerven, wenn du jetzt durchdrehst, ist alles aus.

Das Feuerzeug war natürlich verloschen. Sie knipste es ein drittes Mal an.

Kein Feind befand sich in der Nähe. Und auch von den Ratten sah sie nichts. Die hatte das Feuer wahrscheinlich verscheucht.

Eine Handbreite von der Mauer entfernt schlich Jane Collins weiter. Hin und wieder lagen kleinere Steine auf dem Boden, und es knirschte, wenn sie unter Janes Schuhen zermalmt wurden.

Sie sah eine Tür. Nein, nur mehr ein offener Durchlaß. Aber er brachte sie in einen anderen Raum.

Jane hatte begründete Angst, die Schwelle zu überschreiten, doch es blieb ihr keine andere Wahl. Sie mußte es einfach wagen. Wieder nahm sie die Flamme des Feuerzeugs zu Hilfe, um sich orientieren zu können. Gespenstisch zuckte der Schein über die kahlen Wände.

Aber dann sah Jane etwas, das darauf hindeutete, daß in diesem Brauereikeller Menschen gelebt oder sich aufgehalten hatten.

Sie sah zahlreiche Kerzen.

Diese wiederum standen auf einfachen Bierfässern und klebten an dem geschmolzenen Talg fest.

Jane Collins schritt auf die erste Kerze zu und zündete den Docht an. Nachdem vier Kerzen brannten und ihr warmes Licht verstreuten, fühlte sich die Detektivin etwas wohler, obwohl ihr die Einsamkeit jetzt auch noch Alpdrücken verursachte.

Sie schritt zwischen den Fässern hindurch und blieb plötzlich stehen. Ihr Blick war auf ein besonders großes Faß gefallen, aber nicht dieser Gegenstand interessierte sie, sondern derjenige, der auf dem Faß stand.

Es war ein Würfel.

Ein gläserner Würfel.

Und doch war er nicht ganz durchsichtig. Das Glas schillerte in den verschiedensten Farben. Mal dunkler, dann wieder heller, je nachdem, wie es von dem Widerschein der Kerzenflammen getroffen wurde.

Ein Würfel in dieser verlassenen Brauerei? Wieso? Wie kam er hierher?

Jane Collins dachte nach. Dabei schlugen ihre Gedanken und Vermutungen förmlich Purzelbäume.

Sie hatte diesen Würfel zwar noch nie gesehen, trotzdem kam er ihr

bekannt vor.

Wieso?

Jane überlegte, und da wußte sie es.

John Sinclair hatte von diesem gläsernen Quader berichtet. Es war noch gar nicht so lange her, höchstens drei Monate. Damals war John im Brocken eingeschlossen gewesen, und unter einem Würfel hatte das Buch der grausamen Träume gelegen.

Waren die beiden identisch?

Ja. Für Jane Collins gab es einfach keine andere Alternative. Der gläserne Quader vor ihr mußte einfach der Würfel aus dem Berg in Deutschland sein.

Doch wer hatte ihn hergeschafft?

Janes Neugierde übertrumpfte die Angst. Sie wollte Gewißheit haben und ging auf den Würfel zu.

Dicht davor blieb sie stehen. Sie senkte den Kopf und schaute auf das Glas.

Es zeigte nichts. Keine Bilder oder Szenen, von denen John gesprochen hatte und trotzdem sah er irgendwie geheimnisvoll aus.

Geheimnisvoll und gefährlich.

Von der eigentlichen Gefahr merkte die Detektivin allerdings nichts. Die näherte sich ihrem ungeschützten Rücken. Unbemerkt hatte sich aus einer dunklen Nische die Gestalt des Samurai gelöst, und mit lautlosen Schritten glitt der grausame Kämpfer auf Jane Collins zu.

Sein Schwert hielt er bereits in der Hand.

Jane merkte von nichts. Sie war in den Anblick des geheimnisvollen Würfels vertieft.

Noch ein Schritt trennte den Samurai von der blondhaarigen Frau.

Er hob den Arm…

Jane hörte das Knistern und Scheuern des Stoffs. In ihrem Gehirn schrillten die Alarmglocken. Sie wollte herumwirbeln, sich zur Seite werfen – es war zu spät.

Etwas pfiff durch die Luft, und im nächsten Moment lag die Klinge des Samurai-Schwerts quer vor ihrem Hals und berührte das straffe helle Fleisch…

***

Zehn hartgesottene Kendo-Kämpfer standen gegen uns.

Und wir waren zu dritt.

Ich atmete tief durch.

Bill Conolly räusperte sich, nur Suko sagte oder tat nichts. Er blieb gelassen.

»Packen wir’s?« flüsterte der Reporter.

Ich bin ja sonst immer ein Optimist, doch in diesem Augenblick wurde ich zum Gegenteil. »Kaum.«

»Was dann?«
»Wir müssen verhandeln.«
»Versuch es«, sagte auch Suko.
Ich nickte und hob als Demonstration meiner friedlichen Absichten beide Hände in Kopfhöhe.
Die Kendo-Kämpfer starrten uns an. Sie standen auf dem Sprung, hielten ihre gefährlichen Waffen schlagbereit und würden mit uns kurzen Prozeß machen, dessen war ich mir sicher.
Ich senkte den rechten Arm und spreizte den Daumen soweit ab, daß er auf den Toten wies. »Wir waren es nicht«, erklärte ich.
»Glaubt mir, es ist nicht unsere Schuld.«
Schweigen.
Ich nahm einen neuen Anlauf. »Der Mann ist durch einen Pfeil getötet worden, der seinen Nacken getroffen hat. Wir haben so etwas nicht bei uns. Zudem sind wir Polizeibeamte.«
Wieder sagten sie nichts.
Langsam kam ich ins Schwitzen. Himmel, wie sollte ich die sturen Kerle denn aus der Reserve locken? Vielleicht wollten sie meinen Ausweis sehen. Ich senkte die Arme, winkelte sie dann an, um in die Innentasche zu greifen, doch ein scharfer Befehl ließ mich anhalten.
»Nicht! Du wirst keine Waffe ziehen!«
Ich lächelte. »Das hatte ich auch nicht vor. Ich wollte euch nur meinen Ausweis zeigen.«
Der Sprecher trat einen Schritt nach vorn. Er war der Kräftigste der Männer, trug langes unmodernes Haar, das durch ein rotes Stirnband gehalten wurde. Sein Arm mit dem Kendostock sank nach unten.
Ich atmete auf. Ein gutes Zeichen, wie ich fand.
»Du kannst deinen Ausweis hervorholen«, sagte er zu mir. »Aber keine falsche Bewegung!«
»Nein, nein.«
Ich trug meinen Sonderausweis immer bei mir. Er war in eine Klarsichthülle eingeschweißt. Ich warf dem Kendo-Mann das Papier zu.
Geschickt fing er das Dokument mit der linken Hand auf und las.
Er ließ sich Zeit. Viel Zeit sogar. Ich wurde langsam nervös. In meinem Nacken sammelten sich die Schweißperlen und rannen langsam den Rücken hinab. Das lag auch an der Luft in der Halle.
Sie war feucht und klamm. Eine Klimaanlage gab es nicht.
Schließlich hob der Mann den Kopf. Sein Blick bohrte sich in den meinen.
»Habe ich gelogen?« fragte ich.
»Nein«, erwiderte er und warf mir den Ausweis zurück.
Ich mußte einmal nachfassen, um ihn zu halten. Langsam steckte ich ihn wieder ein. »Dürfen wir uns jetzt um den Toten kümmern?« fragte

ich.

»Nein.«

»Wer kann ihn ermordet haben?« wollte ich wissen.

Der Kendo-Kämpfer hob die Schultern.

»Kannst du mir einen Grund für den Mord nennen?«

»Nein, aber geht jetzt!«

Der Mann oder die Männer wollten uns loswerden. Warum?

Hatten sie doch etwas zu verbergen?

»Und was ist mit dem Toten?« fragte ich.

»Um den kümmern wir uns.«

Das wollte ich auf keinen Fall. Hier war ein Mensch vor meinen Augen ermordet worden. Ich konnte mir gut vorstellen, was geschah, wenn wir das Haus verließen. Sie würden den Toten auf Nimmerwiedersehen verschwinden lassen. Das konnte ich nicht zulassen. Der Mord mußte untersucht werden.

Ich versuchte es den Männern zu erklären, doch sie stellten sich stur und ließen sich auf keinerlei Kompromisse ein.

»Aber hier läuft ein Mörder frei herum!« schrie ich. Meine Stimme hallte von den Wänden wider.

»Darum kümmern wir uns!« bekam ich zur Antwort.

»Wir gehen besser!« flüsterte Bill.

Nein, darauf ließ ich mich nicht ein. Da war ich stur. »Wir werden diese Schule untersuchen«, erklärte ich den Kendo-Kämpfern. »Wir drehen jedes Teil hier um, und wer sich uns in den Weg stellt, der macht sich strafbar.«

»Das ist uns egal!«

Diese Antwort reichte mir. Ich schritt über die vor mir stehende Bank hinweg. Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, daß sich Suko zur Seite bewegte.

Der Kampf war unvermeidlich.

Doch ich hatte mich getäuscht, wenn ich annahm, daß alle angreifen würden. Nur der Sprecher kam mir entgegen.

»Wir haben eine Aufgabe«, erklärte er. »Und auch durch die Polizei lassen wir uns nicht davon abhalten. Dieses hier ist für uns ein Stück Heimat, und wir bewahren die Tradition. Geht, oder…«

Das andere Wort ließ er unausgesprochen, aber ich konnte mir vorstellen, was er damit meinte.

Und dann schlug er zu.

Ich muß dazu sagen, Kendostöcke sind ziemlich lang, keine sehr kurzen Knüppel, mein Gegner hatte also einen längeren Weg zurückzulegen, zudem bin ich auch nicht gerade der Langsamste.

Ich wich aus.

Seitlich wischte der Stock an mir vorbei, und sofort sprang ich zurück.

Ich rechnete damit, daß die anderen Japaner eingreifen würden, das war nicht der Fall.

Sie hielten sich zurück. Die Auseinandersetzung war eine Sache zwischen ihrem Anführer und mir.

Der wirbelte herum. Ein greller Schrei drang aus seinem Mund.

Er führte den Stock quer und hätte mir fast den Schädel abgeschlagen, doch ich ging in die Hocke und schnellte mich halbhoch ab.

Unter dem Hieb wischte ich hinweg und krallte meine Hände in die Hosenbeine des Kerls.

Ein Ruck, und der Japaner lag am Boden.

Ich fiel auf ihn und kassierte einen blitzschnellen Hieb mit dem Ellbogen.

Meine Zahnreihen klackten aufeinander, in meinem Kopf blitzten Sterne auf, aber ich brachte einen Konterschlag an.

Mit der rechten Faust und nach guter alter Boxmanier. Dieser Hieb schüttelte auch den Kendo-Mann durch. Überrascht riß er die Augen auf, und im Zurückschnellen erwischte ich ihn ein zweites Mal.

Er rollte sich über den Boden, krümmte sich dabei zusammen wie eine Katze und federte auf die Füße.

Noch im Sprung schlug er zu.

Diesmal konnte ich nicht mehr ausweichen. Der Hieb mit dem Stock erwischte mich zwar nicht voll, aber er traf mich an meiner linken Schulter und prallte ab.

Zum erstenmal spürte ich die ungeheure Wucht, die hinter diesen Schlägen lag. Ich schrie auf, wurde um meine eigene Achse gewirbelt und hörte das höhnische Lachen des Japaners.

Er glaubte mich zu haben, und das machte mich wütend. Ich rannte noch weiter zurück, bis ich das Ende der Sitzbank erreicht hatte, bückte mich dann, packte die Bank und stemmte sie mit einem gewaltigen Ruck in die Höhe.

Der Japaner flog auf mich zu. In beiden Fäusten hielt er den Stock. Er würde schräg von oben nach unten zuhämmern, doch dann war ihm plötzlich die hochkant gestellte Bank im Weg, und sein Hieb prallte gegen das Holz.

Ich weiß nicht, aus welchem Material die Kendo-Stöcke bestehen, aber dem Aufprall gegen die Holzbank hatte er nichts entgegenzusetzen. Der Stock brach an.

Ich schleuderte dem Kerl die Bank entgegen. Wenn er nicht von ihr umgeworfen werden wollte, mußte er zur Seite springen.

Das tat er auch.

Und darauf hatte ich gewartet.

Er sprang genau in einen Karateschlag, den ich gegen seinen Arm zielte.

Diese Sportart beherrschte ich.
Der Kerl zuckte zusammen und riß den Mund auf. Schräg von unten nach oben wischte mein zweiter Hieb heran.
Der Kopf wurde dem Japaner in den Nacken gerissen, seine Augen bekamen plötzlich einen leicht glasigen Schimmer.
Ich konnte einen Blick auf Suko und Bill erhaschen und sah, daß sie mir die Daumen drückten.
Mein Gegner war noch nicht fertig. Mit aller Kraft kämpfte er gegen die drohende Niederlage an. Er wollte einfach nicht wahrhaben, daß er besiegt war.
Der Japaner taumelte zurück. Sein Mund stand halboffen. Zwischen den Zähnen sah ich den hellen Speichel. Er versuchte, noch einmal den Kendo-Stock zu heben.
Bis zur Hälfte schaffte er es.
Dann traf ihn meine Rechte.
Wie ein gefällter Baum brach er zusammen und blieb bewußtlos liegen.
Augenblicklich rutschte meine Hand in den Jackettausschnitt, doch ich konnte die Beretta steckenlassen. Die anderen neun griffen nicht an. Für sie war es ein fairer Kampf gewesen. Ich hatte gewonnen, und sie fanden sich damit ab.
Ich grinste. »Dann können wir wohl mit der Untersuchung anfangen.« Die Worte drangen mir längst nicht so flüssig über die Lippen, auch mich hatte die Auseinandersetzung ziemlich außer Atem gebracht. Zudem tat mir die Schulter noch weh.
Die Kendo-Kämpfer schwiegen.
Bill und Suko flankten über die Bänke. Der Reporter winkte mir zu. Er orientierte sich bereits in Richtung Ausgang.
Ich deutete auf den Bewußtlosen und befahl den anderen Japanern, ihn wegzuschaffen. »Bringt ihn wieder zu sich. Ich möchte mich noch unterhalten.«
Dazu sollte es vorerst nicht kommen, denn plötzlich trat ein Ereignis ein, das mir die Haare zu Berge stehen ließ.
Bill, der schon fast an der Tür war, sah sie zuerst. Er stieß einen Warnruf aus und warf sich zur Seite.
Ich flog herum.
Im gleichen Augenblick drangen sie in den Saal. Zwei untote Samurais.
Und in ihren Händen hielten sie die mörderischen Schwerter, um uns damit zu töten…

***

Jane Collins blieb stocksteif stehen. Sie wagte nicht, auch nur den kleinen Finger zu rühren. Eine falsche Bewegung oder ein hastiges

Luftholen konnte ihren Tod bedeuten.

Gleichzeitig roch sie auch den Modergestank, der von der hinter ihr stehenden Gestalt ausging. Das war kein Mensch mehr, das war eine zum Leben erweckte Leiche.

Jane krochen unsichtbare, kalte Finger über den Rücken und sie wartete darauf, daß der Samurai sie töten würde. Doch das war nicht der Fall. Er lauerte noch.

Jane atmete nur ganz flach. Sie sog die Luft durch die Nase ein.

Umgeben vom Schein der flackernden Kerzen, wurden auch ihr Schatten und der ihres Feindes groß an die Wand gemalt.

Die Detektivin fürchtete sich vor diesem Samurai, der sie um Haupteslänge überragte und mit seinem Schwert ein Meister war.

Jane dachte auch an ihre Astra, doch was nützte ihr die Waffe, der andere war immer schneller und stärker. Bevor sie die Pistole hochbekam, hatte er schon zugeschlagen.

Minuten vergingen.

Jane kamen sie vor wie Stunden.

Nur Stille umgab sie. Selbst das Trappeln der kleinen Rattenfüße war verstummt.

Die Ruhe wirkte gespenstisch, und nachdem Jane Collins ihre erste Angst überwunden hatte, begann sie zu überlegen. Da der Samurai sie nicht getötet hatte, wollte er etwas von ihr. Er oder ein anderer, das war die Frage.

Jane tippte da eher auf einen zweiten Mann.

Nur – wann kam er?

Lange brauchte sie nicht mehr zu warten, denn plötzlich hörte sie Schritte. Erst leise, dann lauter, und im nächsten Augenblick zeichnete sich ein weiterer Schatten an der Wand ab.

Groß und drohend.

Janes Herz schlug schneller. Die Schläge hallten oben in ihrem Kopf nach.

Der Schatten veränderte sich, wurde länger, der Ankömmling wechselte die Richtung, und an der Veränderung des Schattens erkannte die Detektivin, daß der Unbekannte sich auf sie zubewegte.

Ein scharfer Befehl erfolgte.

Sofort verschwand die Klinge von Janes Hals.

Die Detektivin atmete tief durch. Sie taumelte etwas und wischte sich über die Augen.

Den ersten Teil hatte sie überstanden, dabei jedoch nicht bemerkt, daß der Ankömmling vor ihr stehengeblieben war.

Jane Collins riß die Augen auf.

Sie stand einem Fremden gegenüber.

Jane hatte den Mann noch nie gesehen, doch fast körperlich spürte sie die Bedrohung, die von ihm ausging.

Der war gefährlich – und grausam.

Ganz in schwarz hatte er sich gekleidet. Seine Jacke war hochgeschlossen, das Haar kurzgeschnitten, der Schädel wirkte kantig. Die Farbe seiner Augen konnte die Detektivin leider nicht erkennen, sie glaubte jedoch daran, daß diese Augen sehr grausam blicken konnten.

Tief atmete Jane ein. Dann faßte sie sich ein Herz und fragte:

»Wer sind Sie?«

Der Mann lachte.

Es war ein kaltes, böses, gemeines und auch triumphierendes Lachen, das Jane ebenfalls Angst einflößte. »Du kennst mich nicht?«

»Nein…«

»Ich heiße Solo Morasso!«

Jane schluckte. Plötzlich wich ihr das Blut aus dem Kopf. Sie wurde kalkweiß und ihr schwindelte. Morasso hatte bemerkt, was mit ihr vorging.

»Ich sehe, du weißt Bescheid.«

»Ja. Man hat mir über Sie erzählt.«

»Dann weißt du also, daß man mich Dr. Tod nennt?«

Jane nickte.

Über Dr. Tod hatte sie genug gehört. Nicht nur in letzter Zeit, wo sein Geist in den Körper eines toten Mafioso übergegangen war, sondern auch schon vor Jahren, als das Sinclair-Team des öfteren mit diesem dämonischen Verbrecher konfrontiert worden war. John Sinclair hatte ihn schließlich besiegt, doch nun war er wiedergekommen – und zwar gestärkt.

Asmodina, die Teufelstochter, hatte sein Selbstbewußtsein stark aufpoliert.

Jane Collins war Realistin genug, um sich auszurechnen, daß sie keine Chance hatte.

Vor ihr stand Dr. Tod, in ihrem Rücken lauerte der Samurai. Da konnte sie nur noch beten.

Dr. Tod lachte abermals. »Ich weiß, wer du bist«, sagte er. »Jane Collins, die kleine Detektivin, die sich in John Sinclair verknallt hat. Dein Fehler. Mit dem Sinclair-Team wird aufgeräumt. Wenn erst die Mordliga steht, gibt es für euch keine Chance. Und auch du wirst sterben, Jane Collins.«

»Sie wollen mich töten?«

»Nicht ich, sondern der Samurai.«

Der Verbrecher sprach mit einer solchen Selbstverständlichkeit, daß Jane große Angst bekam. Sie wußte, daß für ihn ein Menschenleben nicht zählte. Dr. Tod war zwar selbst nur ein Mensch, aber er stand von der Moral her gesehen auf der Seite der Dämonen. Begriffe wie Mitleid, Liebe oder Gnade hatte er aus seinem Wortschatz gestrichen.

Sie existierten für ihn nicht.

Dr. Tod verkörperte das absolut Böse!

»Hast du Angst?« höhnte er.

»Ja«, gab Jane zu.

»Ehrlich bist du wenigstens«, meinte Morasso. »Aber auch deine Angst wird mich nicht daran hindern, dich töten zu lassen.«

»Es wird Ihnen nichts nützen!«

»Das laß nur meine Sorge sein. Auf jeden Fall wird Sinclair erleben wie es ist, wenn man sich mit mir anlegt!«

Die Detektivin raffte all ihren Mut zusammen. »Sicher«, sagte sie, »Sie können mich töten, aber im Endeffekt wird John Sinclair Sieger bleiben. Es kann nicht sein, daß das Böse gewinnt. Es kann und es darf einfach nicht sein!«

»Du hast ein sehr großes Maul!« zischte Dr. Tod. »Aber das wird dir vergehen. Weißt du, was ich mit dir vorhabe? Ich werde dich umbringen lassen, okay, doch die Art wird Sinclair einen Schock fürs Leben versetzen. Der Samurai schlägt dir deinen Kopf ab, und ihn werde ich John Sinclair zuschicken…«

Jane hörte die Worte, und ihr Gehirn weigerte sich, daran zu glauben, doch der Verstand sagte ihr, daß Solo Morasso auf keinen Fall scherzte.

Er war so grausam.

Und seine Vasallen ebenfalls!

Jane begann zu frösteln. Sie hatte das Gefühl, auf Eis gelegt zu werden, und längsam kroch die Kälte durch ihre Glieder. Was sie eben erfahren hatte, war ungeheuerlich.

»Nun?« fragte Dr. Tod.

Jane hob die Schultern. Sagen konnte sie nichts. Zugeschnürt war ihre Kehle. Sie bekam einfach keinen Laut mehr hervor. Alles war zu schlimm, zu grausam…

»Nun denn«, sagte Morasso. »Man wird mir deinen Kopf bringen, Jane Collins.« Er warf der Detektivin noch einen kalten Blick zu und verschwand in der Dunkelheit.

Bevor seine hochgewachsene Gestalt endgültig unsichtbar wurde, drehte er sich noch einmal um.

»Töte sie!« rief er dem Samurai zu.

***

Die beiden untoten Samurais kamen wie der Sturmwind. Urplötzlich standen sie in dem Kampfraum, und unter ihren Masken sah ich die widerlichen Fratzen.

Kaum waren sie da, als auch in die Kendo-Kämpfer Bewegung geriet.

Hatten sie zuvor stur auf ihren Plätzen gestanden, so reagierten sie jetzt wie gut geölte Automaten.

Nach allen Seiten spritzten sie weg, und sie stellten sich den Eindringlingen in den Weg.

Auch Bill und Suko wollten nicht tatenlos zusehen, ebensowenig wie ich.

Ich zog die Beretta.

Suko die Dämonenpeitsche, nur Bill Conolly war nicht bewaffnet.

Er wollte sich mit bloßen Fäusten auf die Eindringlinge stürzen, doch ich scheuchte ihn zur Seite.

»Weg, Bill!«

Er schaute mich irritiert an, gehorchte aber.

Ich hielt zwar eine Pistole in der Hand, doch die Waffe mit den geweihten Silberkugeln war wertlos. Damit konnte ich die Samurais nicht töten, sondern höchstens ein wenig ablenken, bevor er eine nächste Attacke versuchte.

Und er griff an.

Nicht mich, sondern einen Kendo-Kämpfer. Der zweite Samurai konzentrierte sich auf Suko.

Todesmutig warf sich der Kendo-Mann dem Untoten entgegen.

Wuchtig drosch er mit seinem Stock zu, doch das Schwert pfiff bereits durch die Luft und teilte die Waffe des Japaners in zwei Hälften.

Dann kam der Stich.

Der Kendo-Mann sank zu Boden. Auf seinem weißen Oberteil breitete sich ein Blutfleck aus.

Ein anderer sprang den Samurai an. Er war in dessen Rücken gelangt, schlug mit seinem Stock zu und traf auch den Schädel.

Die Wucht trieb den Unheimlichen nach vorn, er taumelte, hielt sich jedoch auf den Beinen. Dabei geriet er in meine Nähe.

Ich versuchte es und schoß.

Die Kugel klatschte gegen die Maske des Samurais. Sie zerstörte das Drahtgewebe und sirrte als Querschläger in die Wand.

Inzwischen attackierte der zweite Samurai meinen Partner Suko.

Blitzschnell führte er seine Schwertstreiche und trieb den Chinesen arg in die Defensive.

Suko kam nicht einmal dazu, seine Dämonenpeitsche einzusetzen, er hatte Mühe genug, den mörderischen Schwerthieben auszuweichen. Der Horror-Samurai jagte den Chinesen quer durch die Halle. Irgendwann würde Suko den kürzeren ziehen.

Der andere Samurai sah sich jetzt von acht Kendo-Kämpfern attackiert. Die Japaner fighteten ungeheuer geschickt. Immer wieder gelang es ihnen, den Schwerthieben auszuweichen und selbst harte Schläge anzubringen.

Damit brachten sie den Samurai aus dem Konzept. Um sie brauchte ich mich nicht zu kümmern, wichtiger war Suko.

Bill hielt sich zurück, und das war gut so.

Suko stand jetzt mit dem Rücken zur Wand. Vor ihm befand sich der Samurai.

Fest hielt er sein Schwert, und gedankenschnell stach er zu. Er hätte Suko in Hüfthöhe durchbohrt, doch mit einer kaum zu erkennenden Drehung wand sich der Chinese aus der Gefahrenzone.

Die Klinge tickte gegen die Wand und bog sich wie eine Welle.

Bevor der Samurai zum zweitenmal zustoßen konnte, war ich in seinem Rücken.

Und ich hieb zu.

Der Pistolenlauf krachte gegen den Schädel des Monsters. Es wurde zur Seite geworfen, Suko und ich bekamen Luft, und der Chinese konnte endlich seine Waffe einsetzen.

Mit der Dämonenpeitsche schlug er zu.

Die drei Riemen pfiffen durch die Luft, klatschten gegen den Körper des Samurais, und was niemand von uns für möglich gehalten hatte, trat ein.

Der Samurai verging.

Er brüllte schaurig auf, taumelte zurück und ließ seine Waffe fallen. Wo die Peitsche ihn getroffen hatte, waren regelrechte Einkerbungen zu sehen, aus denen grüner Qualm kroch und ätzend in unsere Lungen stach.

Suko nutzte die Chance.

Mit einem gewaltigen Satz warf er sich vor. Er hob die Peitsche ein zweites Mal, und diesmal fegten die Riemen dem Samurai direkt um die Ohren.

Das war das Ende.

Der Untote brach zusammen. Noch während des Falls zerfiel er.

Es knirschte, als sich seine Knochen auflösten, zu Staub wurden, aus dem der grüne Qualm stieg.

Ich konnte mir vorstellen, weshalb uns die Peitsche geholfen hatte. Sie war keine Waffe, die aus der christlichen Mythologie stammte, sondern war selbst im Dämonenreich geboren worden.

Sie hatte Myxin gehört, und wir nahmen sie ihm ab. Wiederbekommen hatte er sie nicht, seine Versuche waren allesamt fehlgeschlagen.

Jetzt brauchte Myxin sie auch nicht mehr, denn er war seiner Kräfte beraubt worden. Asmodinas Rache hatte ihn fürchterlich getroffen. Wo sich der kleine Magier aufhielt, das wußte keiner von uns. Ich rechnete damit, daß er uns irgendwann einmal wieder über den Weg laufen würde. Dann sahen wir weiter.

Doch jetzt mußten wir uns um den verbliebenen Samurai kümmern. Er hatte noch gar nicht mitbekommen, was mit seinem Artgenossen geschehen war.

Noch immer kämpfte er gegen die Kendo-Leute. Und er hatte ihnen schon einigen Schaden zugefügt.

Zwei Männer lagen blutend am Boden. Sie hatten zwar die Gesichter verzerrt, doch kein Laut des Schmerzes drang über ihre Lippen. Sie hatten gelernt, Schmerzen zu erdulden.

Ich ließ Suko die Peitsche. Er hatte den ersten Samurai erledigt, sollte er sich auch um den zweiten kümmern.

Der Chinese war nicht zu halten. Und mit seinem Angriff rettete er einem Japaner das Leben.

Der Samurai wollte sein Schwert schräg von oben nach unten niedersausen lassen, als Suko ihn voll traf.

Der Schlag war aus der Drehung geführt worden, und die Peitsche wickelte sich um den Hals des Kriegers.

Der Samurai gurgelte. Suko zog am Peitschenstiel, riß den Untoten nach hinten und damit in seine Richtung. Aus dem Hals quollen wieder die grünen Dämpfe. Der Untote ließ seine Waffe fallen, riß die Arme hoch und versuchte, die Peitschenschnüre um seinen Hals wegzuziehen. Kaum kamen seine Hände damit in Berührung, wurden auch sie angegriffen. Sofort ließ der Samurai die Arme wieder fallen.

Gleichzeitig fiel auch sein Kopf. Er löste sich kurzerhand vom Rumpf, prallte auf den Boden, rollte noch ein Stück und wurde zu Staub.

Aus dem Rumpf quollen nach wie vor die bestialisch riechenden Schwefeldämpfe, die träge durch die Kampfhalle zogen. Es war ein makabres Bild, das wir geboten bekamen, denn noch stand der Torso.

Dann knickten die Beine weg, der Körper fiel nach vorn und schlug dumpf auf.

Ende…

Die beiden Samurais gab es nicht mehr. Nur konnte niemand von uns wissen, wie viele noch im Hintergrund lauerten.

Ich schaute Suko an.

Er grinste von Ohrläppchen zu Ohrläppchen. Wir hatten es wieder einmal geschafft.

Bill lief heran und schlug Suko auf die Schulter. »Mann, du alter Eisenfresser, das war eine Superschau.«

Der Chinese winkte ab. Er vertrug kein Lob.

Ich wandte mich den Kendo-Schülern zu. Zwei von ihnen kümmerten sich um die verletzten Kameraden. Einer hatte bereits die Hausapotheke geholt, die Verletzten mußten so rasch wie möglich verbunden werden.

Der dritte war tot. Ihn hatte ein Schwertstich genau ins Herz getroffen.

Einer der Männer kam auf mich zu. »Wir müssen uns bei Ihnen bedanken«, sagte er, »und wir wollen uns auch entschuldigen.«

»Vergessen Sie's.«

Der Mann, den ich niedergeschlagen hatte, kam soeben wieder zu sich.

Er richtete sich auf, schaute durch die Halle, und ein ungläubiger Ausdruck stahl sich in seine Augen. Ein Kamerad erklärte ihm, was vorgefallen war.

Ich verstand kein Wort davon, weil japanisch gesprochen wurde.

Aber den Mord an dem alten Mann hatte ich noch nicht vergessen.

Und den oder die Mörder wollte ich suchen.

Ich ging auf den eben aus der Bewußtlosigkeit erwachten Japaner zu. Er verneigte sich vor mir, eine Geste der Höflichkeit.

»Ich suche noch immer den Mörder!«

Der Mann schaute mir ins Gesicht. »Wir wissen jetzt, daß Sie es nicht waren, und ich kann mir auch nicht vorstellen, wer ihn umgebracht haben könnte.«

»Wie heißen Sie?«

»Jako.«

»Okay, Jako. Ich bin sicher, daß es einen geben könnte, der diesen Pfeil abgefeuert hat.«

»Wer?«

»Kuni.«

Jakos Gesicht, das eine bläulich schimmernde Färbung angenommen hatte, versteinerte. »Nein«, erwiderte er, »das ist unmöglich. Das kann nicht sein.«

»Und warum nicht?«

»Weil Kuni der Sohn des Alten ist.«

Das hatte ich vergessen, doch in meiner Laufbahn hatte ich bereits so schlimme Dinge erlebt, daß ich einen Vatermord auch nicht ausschloß.

»Ich möchte mit Kuni reden. Wo finde ich ihn?«

Jako deutete auf eine Tür. »Gehen Sie dort durch. Ich begleite Sie, Mr. Sinclair.«

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Suko und Bill blieben zurück. Gewissermaßen als Rückendeckung, falls doch noch Samurais auftauchten.

Ich fragte meinen Begleiter. »Wie viele Samurais existieren in diesen Mauern?«

»Ich weiß es nicht.«

Von der Seite her warf ich ihm einen Blick zu. »Aber Sie wissen von der Existenz?«

Vor der Tür blieben wir stehen. »Ja«, sagte Jako.

»Und?«

Er hob die Schultern. »Wir konnten nichts machen. Es ist so bestimmt worden.«

»Was ist mit dem Alten?«

»Er hatte sich dagegen gestemmt und wollte uns auch für seinen Plan gewinnen.«

»Was habt ihr gemacht?«

»Wir hatten uns noch nicht entschieden.«

Ich schüttelte den Kopf. Jako hatte zwar viel gesagt, aber nichts Konkretes. Meiner Ansicht nach hielt er mit irgend etwas hinter dem Berg.

Wir stießen die Tür auf. Einen Schritt hinter der Schwelle stellte ich die Frage nach Tokata.

Plötzlich zuckte der Japaner zusammen. Sein Rücken krümmte sich, er atmete scharf ein.

»Was ist?«

Langsam drehte er sich um und wandte mir sein Gesicht zu.

»Woher kennen Sie ihn?«

»Tokata? Ich habe von ihm gehört. Ist es schlimm?«

»Er ist ein Teufel!« flüsterte der Japaner. »Ein richtiger Teufel. Hüten Sie sich vor ihm.«

»Haben Sie bereits seine Bekanntschaft gemacht?«

»Nein.«

»Woher wissen Sie dann so gut Bescheid?«

Er winkte ab und wollte nichts mehr sagen. Na ja, vielleicht konnte mir Kuni weiterhelfen.

Nur – wo steckte er?

Ich schaute mich um. Wir befanden uns in einer Diele, von der mehrere Türen abgingen. Einige führten in die Duschräume, das war zu riechen.

Jako deutete nach vorn, wo eine dunkel gestrichene Tür den Gang abschloß. »Dort wohnt er.«

Ich ging auf die Tür zu. Sie besaß im oberen Drittel eine Scheibe aus undurchsichtigem Milchglas.

Jako blieb zurück.

Ich gab ihm auch nicht die Aufforderung nachzukommen, meinetwegen konnte er dort bleiben.

Die Tür war nicht verschlossen. Allerdings besaß sie noch einen altmodischen Knauf.

Ich drehte ihn herum, winkelte mein Bein an und drückte die Tür mit dem Knie auf.

Es roch nach Bohnerwachs und Räucherstäbchen. Dieser Geruch drang mir zuerst in die Nase. Die Wohnung war japanisch eingerichtet. Ich sah Sitzkissen, einen fast auf der Erde stehenden rechteckigen Tisch, eine Ablage für die Schuhe und eine Pergamentwand, die einen Raum in zwei Hälften teilte.

Nur von Kuni sah ich nichts.

Ich rief nach ihm.

Keine Antwort.
»Er scheint doch nicht da zu sein«, ertönte Jakos Stimme von der Tür her.
»Ich sehe genauer nach.« So leicht hatte ich mich noch nie abspeisen lassen. Von Berufs wegen mußte ich allen Dingen bis auf den Grund gehen.
Die Pergamentwand besaß keine Tür. Sie hörte nur kurz vor der normalen Mauerbegrenzung auf und hielt so einen Durchlaß frei.
Ich schritt hindurch.
Ein Schlafzimmer – das breite Bett und…
Scharf saugte ich die Luft ein. Auf dem Bett lag jemand. Es war Kuni. Neben seinem Kopf sah ich einen roten Briefumschlag. Rot wie die Farbe des Bluts, das sich auf der Bettdecke verteilt hatte.
Kuni konnte niemand mehr helfen. Er war tot. Und er war nach alter japanischer Tradition gestorben. Kuni hatte sich selbst getötet.
Harakiri nennt man so etwas…

***

Dr. Tods Befehl hallte noch in dem Keller wider, als Jane Collins schon reagierte.
Sie wußte selbst nicht, woher sie die Kraft nahm, aber in ihrem Unterbewußtsein mußte wohl eine Sperre aufgebrochen sein.
Jane warf sich nach vorn. In der Bewegung breitete sie beide Arme aus und fegte bis auf eine alle Kerzen von den Bierfässern.
Deren Licht reichte jedoch nicht aus, um den Keller zu erhellen.
Die Flamme warf nur einen Kreis an die Decke. Es gab genügend dunkle Ecken und Winkel, wo Jane sich verkriechen konnte, wenn es ihr gelang, dem Samurai zu entkommen.
Das war mehr als fraglich.
Irgendwo aus der Dunkelheit hörte sie einen wütenden Ruf. Das war der Killer.
Jane lag flach auf dem Boden. Sie wagte kaum zu atmen und bewegte sich auch nicht. Steif blieb sie liegen.
Sekunden verrannen.
Die Stille wurde unerträglich. Auch der Samurai rührte sich nicht. Nur die Kerze brannte ruhig weiter, weil kein Windzug sie zum Flackern brachte.
An der Decke faserte der helle Kreis an seinen Rändern aus. Ein Teil des Kerzenlichts fiel auch auf den geheimnisvollen Würfel, der an einer Fläche rötlich gelb schimmerte.
Jetzt bewegte sich der Samurai.
Jane hörte seine Schritte.
Er kam näher.
Obwohl er schlich, waren die Geräusche in der Stille gut zu

vernehmen. Und Jane hörte auch das Pfeifen. Daraus folgerte sie, daß der Samurai sein Schwert bewegte, sich geschmeidig hielt und mit der Klinge die Luft zerteilte.

Wirklich keine angenehme Vorstellung für die Detektivin, die plötzlich Todesangst spürte.

Irgendwann würde der Samurai sie finden, und dann war ihr Schicksal besiegelt.

Wieder machte er einen Schritt nach vorn.

Er schlich heran…

Sogar so nah, daß er in den Bereich des Kerzenlichts geriet und die Flamme anfing zu flackern.

Wenn er jetzt weiterschritt, würde er unweigerlich über Jane Collins stolpern.

Sie mußte weg von dem Ort.

Und sie wagte es.

Jane kroch vor. Auf allen vieren bewegte sie sich weiter, lauschte dabei den Schritten des Mörders und merkte, daß diese verstummt waren.

Jetzt horchte er.

Janes Herz klopfte rasend schnell. Sie durfte nicht mehr auf dem Boden liegen bleiben, sondern mußte hoch, wenn sie den Schwerthieben ausweichen wollte.

Gedacht – getan.

Die Detektivin sprang auf die Füße.

Das ging natürlich nicht ohne Geräusche ab. Der Samurai hörte sie, und er schlug zu.

Instinktiv sprang Jane Collins nach vorn. Der weit aus der Schulter geholte Schlag verfehlte sie. Aber der Untote war schnell.

Sofort drosch er ein zweitesmal zu. Jane hörte die Klinge pfeifen, so nah wischte sie vorbei.

Dann knallte die Waffe gegen die Wand.

Im ersten Augenblick wollte Jane schreien, weil der Aufprall so heftig gewesen war, doch sie riß sich zusammen. Wie ein Computer gab ihr Gehirn die Befehle zum Überleben weiter.

Jane fiel in die Knie.

Gerade noch rechtzeitig, denn der Samurai war da. Die Klinge hätte sie tödlich getroffen, so aber rasierte sie über ihren Kopf hinweg und klirrte erneut gegen die Wand.

Sofort warf sich Jane Collins nach vorn. Sie tat dies in einer wahren Todesverachtung und weil sie keine andere Möglichkeit mehr sah. Sie hatte das große Glück, daß ihre Finger sich in den Stoff des Beinkleides klammern konnten.

Ein gewaltiger Ruck, und der Samurai wurde aus dem Gleichgewicht gebracht.

Für Bruchteile von Sekunden dachte er nicht mehr daran, mit seinem Schwert zuzuschlagen, er hatte jetzt genug mit sich selbst zu tun. Diese Chance wollte Jane nutzen.

Sie tauchte zur Seite weg, kam auf die Füße und lief auf die brennende Kerze zu.

Auch der Samurai war schon hinter ihr her. Und er war verdammt wendig und schnell.

Zu schnell.

Jane Collins wollte an dem Faß mit dem Würfel vorbeihuschen, als der untote Killer sie erreichte.

Das Schwert hielt er in der Rechten, doch mit der Linken schlug er zu. Seine grabeskalte Pranke prallte auf Janes linke Schulter, eisern hielten die Finger fest, und mit einem Ruck wirbelte der Samurai die Detektivin herum.

Jane schrie. Sie riß ihren Arm als Deckung vor das Gesicht und prallte mit dem letzten Wirbel gegen die harte Kante des Fasses, auf dem auch der Würfel stand.

Jetzt hatte der Töter sie.

Hochaufgerichtet stand er vor ihr. Vom flackernden Kerzenlicht getroffen, eine furchtbare Erscheinung, die keine Gnade kannte und töten wollte.

Jane zitterte vor Angst. Sie hatte alles Versucht, doch es war ihr nicht gelungen, aus den Klauen des Samurais zu entrinnen.

Er ließ sie los.

Hob den rechten Arm. Die blanke Klinge fuhr für den Bruchteil einer Sekunde durch den Lichtschein der Kerze und blitzte auf.

Jane spürte nicht mehr den Druck der Hand auf ihrer Schulter, und sie handelte instinktiv und rein reflexhaft.

Sie warf sich zur Seite.

Genau in dem Augenblick, als die mörderische Klinge von oben nach unten fuhr.

Sie traf!

Aber nicht Jane Collins, wie vorgesehen, sondern den geheimnisvollen Würfel. Wuchtig hieb sie in die obere Kante. Licht sprühte und gleißte auf, und im gleichen Augenblick stieß der Samurai einen markerschütternden Schrei aus.

Er wollte das Schwert wieder hochziehen, doch die Klinge war plötzlich mit dem Würfel verwachsen. Er bekam sie nicht weg. Das Licht breitete sich aus.

Es rann förmlich über die Schwertklinge, erreichte den Samurai, hüllte ihn ein wie eine helle Glocke – und zerstörte die unheimliche Höllengestalt.

Der Würfel hatte den Frevel des Angriffs gerächt. Der untote Samurai wurde zu Asche.

Langsam sanken die Kleidungsstücke ineinander und blieben als Lumpen auf dem Boden liegen.

Stille.

Nur das heftige Atmen der Detektivin unterbrach sie. Jane lag auf dem Boden. Sie konnte nicht begreifen, daß sie tatsächlich gerettet war. Sie hob den rechten Arm. Geisterhaft tauchte ihre Hand im Lichtschein der Kerze auf. Sie fiel auf den Rand des Fasses, die Finger faßten zu, und Jane zog sich auf die Knie.

Erst jetzt sah sie, was von dem Samurai übriggeblieben war.

Nur noch die Kleidung.

Jane Collins schluckte. Dann brach es aus ihr heraus. Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte vor Glück und Erleichterung.

***

Ich hatte noch nie jemand gesehen, der sich nach der alten japanischen Tradition umgebracht hatte, und ich spürte, wie meine Knie weich wurden.

Dieser Anblick war wirklich hart.

Hinter mir hörte ich das schwere Atmen.

Jako war mir gefolgt.

Ich schaute ihn an, forschte in seinem Gesicht und versuchte, die Gedanken zu lesen.

»Es war wirklich besser«, sagte er.

»Was wissen Sie?« fuhr ich ihn an.

»Nichts. Oder vielleicht ein wenig, aber nicht genug, um das Rätsel lösen zu können.« Er streckte den Arm aus, und sein Zeigefinger wies auf den roten Briefumschlag neben dem Kopf des Toten. »Dort können Sie alles lesen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Er mußte sein Testament machen. Es war so bestimmt. Er… er kämpfte dagegen an, doch das andere war so stark. Schließlich brachte er seinen Vater um, das hat er nicht verkraftet.«

Ich hörte die Worte, während ich an das Bett trat und den Umschlag an mich nahm.

Ich wollte den Toten nicht sehen, wenn ich den Brief las, und ging deshalb in die andere Zimmerhälfte. Jako blieb neben mir stehen, als ich den Umschlag aufriß. Mit spitzen Fingern entnahm ich das Papier, das sehr eng, aber zum Glück in englischer Sprache beschrieben war, so daß man nicht erst zu übersetzen brauchte.

Die ersten Sätze interessierten mich nicht. In ihnen schrieb Kuni über die Liebe zu seinem Vater und kam dann auf den Fluch der Ahnen zu sprechen.

Ich las halblaut. »Es verfolgte mich im Traum. Ich konnte nachts nicht mehr schlafen, weil der Alp plötzlich da war. Und er befahl mir,

aufzuwachen und alles für ihn vorzubereiten. Ich hörte von Tokata, von dem Samurai-Dämon, dessen Wiedergeburt vorbereitet werden mußte. Und mich hatte man dafür ausgesucht. Ich sprach mit meinem Vater, er war entsetzt, aber ich konnte mich nicht wehren. Die Träume kamen wieder, man brauchte mich, man verlangte nach mir.«

»Stimmt das?« fragte ich Jako.

»Ja.«

Dann las ich weiter. »Mein Vater und ich stritten uns. Er warnte mich immer wieder, doch ich wollte nicht hören. Ich konnte auch nicht, denn das andere in mir war stärker als die reinen Gefühle zu meinem Vater. Tokatas Ankunft war nah. Das übermittelte man mir in meinen Träumen, und ich war dazu ausersehen, ihm den Weg zu ebnen, was mich auf eine besondere Weise stolz machte. Ich bereitete alles vor. Nebenan, in der alten Brauerei, sollten seine vier Leibwächter ihr Versteck finden, denn sie kamen als erste, während Tokata noch in der unheiligen Erde Japans liegt. Die Tradition hat dies befohlen, und ich gehorchte. Mein Vater war entsetzt. Er flehte die Götter an, doch die erhörten ihn nicht. Dämonen und finstere Gestalten hatten die Regie in diesem Spiel übernommen. Ich folgte nur der Tradition und fühlte mich dabei sehr glücklich. Sie kamen, und ich nahm sie mit offenen Armen auf. Mein Vater hielt sich zurück, doch er informierte heimlich einen Reporter über die Vorgänge. Der Mann kam in die Schule, schaute sich alles an und ging wieder. Wir mußten ihn töten. Ich gab einem Samurai den Befehl, und er führte ihn aus. Als mein Vater das hörte, wandte er sich von mir ab und bezeichnete mich als Mörder. Wir waren zu Feinden geworden, und im Traum bekam ich den Befehl, ihn zu töten. Ich tat es. Man möge mir verzeihen, ich kann es nicht mehr…«

Damit endete der Brief, der mich doch erschüttert hatte. Wieder erlebte ich es, daß normale Menschen in den Dunstkreis finsterer Dämonen gerieten, zu grausamen Dingen gezwungen wurden und selbst vor einem Familienmord nicht zurückschreckten.

Jako hatte mir zugehört. Jetzt fragte ich ihn. »Stimmt das alles, was in dem Brief stand?«

»Vielleicht.«

»Reden Sie sich nicht immer heraus. Die Samurai existierten, das haben wir erlebt. Und es ist sogar die Zahl genannt worden. Vier, mein Lieber. Zwei sind erledigt, und damit frage ich Sie: wo befinden sich die anderen beiden?«

»Im Keller…«

»In welchem Keller?«

»Nebenan befindet sich die stillgelegte Brauerei. Dort haben sich die Samurais versteckt.«

Das war eine Information, mit der ich etwas anfangen konnte.

Dann hatte ich noch eine Frage. »Ist Ihnen der Name Dr. Tod oder Solo Morasso bekannt?«

Jako dachte nach. »Nein«, meinte er nach einer Weile. »Ich habe ihn noch nie gehört.«

»Danke.«

Bill kam. Er hatte es in der Kampfschule nicht mehr ausgehalten.

»Hier bist du«, sagte er.

Ich erklärte ihm, was vorgefallen war.

»Harakiri?« flüsterte Bill. »Aber das ist ja grauenhaft.«

»Wem sagst du das?«

»Aber zwei fehlen noch«, meinte auch der Reporter.

Ich nickte.

»Und Dr. Tod? Hast du von ihm etwas gehört?«

»Man kann sich nicht an ihn erinnern«, erwiderte ich.

Bill hob die Schultern.

Natürlich rechnete ich fest damit, daß sich die beiden restlichen Samurai nebenan versteckt hielten. Ich würde unweigerlich auf sie stoßen, und deshalb mußte mir Suko seine Dämonenpeitsche geben.

Ich sprach mit ihm darüber.

»Soll ich nicht lieber gehen?« fragte er.

»Nein, die Sache erledige ich.«

»All right.« Suko überreichte mir die Peitsche. Ich nickte ihm dankbar zu und wandte mich wieder an Jako, der mit gesenktem Kopf dem Gespräch gelauscht hatte.

»Komme ich von hier aus in den Keller des Nachbarhauses, oder muß ich außen herumgehen?«

»Nein, es gibt einen Durchschlupf.«

»Zeigen Sie ihn mir.«

Wir gingen.

Hinter einer schmalen Eisentür begann eine steile Treppe. Licht gab es nicht, und wir mußten uns im Dunkeln vorantasten.

Auf halber Treppe bedeutete ich Jako, zurückzubleiben. Er mußte mir nur noch den weiteren Weg erklären, was er mit zitternder Stimme auch tat.

Ich bedankte mich und schritt weiter.

Diesmal schaltete ich meine kleine Lampe ein, deren Strahl zwar dünn war, aber dennoch die Finsternis so erhellte, daß ich mich orientieren konnte.

Am Ende der Treppe blieb ich stehen, lauschte und schwenkte meinen Arm mit der Lampe.

Den Durchbruch sah ich ein paar Yards weiter. Man hatte ihn kurzerhand so gelassen und nicht durch eine Tür versperrt.

Ich betrat den Keller der stillgelegten Brauerei.

In der linken Hand hielt ich die Dämonenpeitsche, in der rechten

meine Lampe. Die Riemen schleiften über den Boden und wirbelten alten Staub auf.

Ich schaute mich um.

Schon am Geruch war zu erkennen, wo ich mich befand. Es roch nach Treber und abgestandenem Bier. Hinzu kam die Feuchtigkeit, die das Atmen nicht gerade erleichterte.

Auf Zehenspitzen schlich ich voran.

Wo lauerten die beiden Samurais?

Daß es nur einer war, konnte ich nicht ahnen, ich rechnete mit zwei Gegnern.

Ich gelangte in einen Raum, in dem Bierkisten gelagert wurden.

Die meisten waren zerstört. Ich sah auch noch die alten Holzkästen, wie man sie früher benutzte.

Unbeschadet durchquerte ich den Kellerraum, gelangte durch eine Tür in den nächsten und blieb stehen.

Ich hatte ein Geräusch gehört. Weinen…

Befand sich äußer mir noch jemand hier unten? Als ich genauer hinhörte, wurde mir bewußt, daß dieses Weinen von einer Frau stammte.

Aber wo, zum Henker, steckte sie in diesem verdammten Keller-Labyrinth?

Ich schritt weiter vor. Unter der Decke sah ich zahlreiche Leitungen. Aus einigen tropfte Wasser. Wo es den Boden traf, hatten sich Lachen gebildet.

Ich leuchtete mit meiner Lampe.

Ein Durchlaß.

Ich blieb stehen. »Hallo!« rief ich. »Hören Sie mich?« Ich mußte mich bemerkbar machen, auch auf die Gefahr hin, daß mich meine Gegner hörten.

Das Weinen verstummte.

Noch einmal rief ich.

Dann die Antwort. »John!«

Es war ein Schrei, und er zitterte durch den Keller. Jemand hatte meine Stimme erkannt, aber auch ich hatte die Stimme der Frau identifizieren können.

Es war Jane Collins!

Himmel, wie kam sie hierher?

»Jane!« Jetzt war ich nicht mehr zu halten. Auch die Samurais konnten mir gestohlen bleiben, und als ich einen Lichtschimmer sah, da wußte ich, daß es geschafft war.

Jane fiel mir in die Arme.

Mein Gott, sie zitterte, sie mußte Schreckliches durchgemacht haben, denn die Detektivin war ziemlich hart im Nehmen. Ich strich über ihr Haar und über ihren Rücken.

Nur langsam ließ Janes Schluchzen nach. Über ihre Schulter konnte ich hinwegschauen, sah die eine brennende Kerze und erkannte auch den viereckigen Gegenstand auf einem Bierfaß.

Den Würfel!

Plötzlich war die Erinnerung da. Himmel, den Würfel hatte ich schon gesehen. Damals, im Brocken, als ich das Buch der grausamen Träume in die Hand bekam.

Und jetzt stand er hier.

Wieso?

Ich fragte Jane danach.

Sie löste sich von mir und hob die Schultern. »Ich kann es dir nicht erklären, John. Er war einfach hier, und ich habe mir gleich gedacht, daß er etwas…« Sie brach ab. »O Gott, es war so schrecklich, John.«

»Was war so schrecklich?«

»Sie, nein, er wollte mich töten!«

»Der Samurai?«

»Ja. Aber er war nicht allein, John…«

»Ich weiß, es gibt noch einen zweiten.«

Jane schüttelte den Kopf. »Den meine ich nicht. Es geht um einen anderen Mann – um Dr. Tod!«

Ich hatte das Gefühl, von einem Stromschlag getroffen zu werden. »Was sagtest du? Dr. Tod?«

Jane nickte. »Wirklich, John, er war hier. Und der Samurai sollte mich köpfen, damit man dir dann meinen…«

»Schon gut, schon gut…«

Ich überlegte fieberhaft. Vier Krieger waren nach London gekommen. Zwei hatten Suko erledigt, von dem dritten sah ich die Reste neben dem Bierfaß auf dem Boden liegen. Blieb noch einer! Wo hielt er sich versteckt?

Das war im Augenblick zweitrangig. Erst einmal mußte ich Jane Collins in Sicherheit bringen. Und dann wollte ich mich um den Samurai und um Dr. Tod kümmern.

»Kennst du dich hier unten aus?« fragte ich die Detektivin.

»Nein.«

»Okay, dann bringe ich dich auf dem Weg zurück, den ich genommen habe. Suko und Bill werden auf dich achten. Daß du aber auch immer deine Nase in Dinge stecken mußt, die zu gefährlich sind. Ich habe dir doch gesagt, bleib zu Hause.«

»Entschuldige, John.«

Ich lächelte. »Schon gut.« Jane Collins konnte ich nicht böse sein.

Es war für mich nicht schwierig, auf dem gleichen Weg wieder zurückzukehren, doch daraus sollte vorerst nichts werden.

Der Würfel verhinderte es.

Jane Collins sah zuerst, was mit ihm geschah, stieß mich an und rief:

»Sieh doch, John!«
Ich drehte mich.
Der Quader änderte seine Farbe. Plötzlich wurden seine Flächen weiß, aber es war ein stumpfes Weiß, kein helles oder strahlendes.
Allerdings veränderte sich die Farbe in den nächsten Sekunden. Die Intensität nahm drastisch zu, sie bekam sogar einen Stich ins Gelbliche, und plötzlich strahlte der Würfel Licht ab.
Helles, kaltes Licht.
Der gesamte Kellerraum wurde ausgeleuchtet, als würden tausend Leuchtstoffröhren gleichzeitig aufflammen. Ich konnte nicht in diese Helligkeit hineinschauen, und Jane Collins erging es ebenso. Wir rissen die Arme hoch und bedeckten mit den Händen unsere Augen, trotzdem drang noch ein heller Widerschein an die Pupillen.
Urplötzlich war es dann vorbei.
Langsam senkte ich meine Hand. Auf halber Höhe blieb sie stehen. Ich war bereit, meine Augen sofort wieder zu schützen, sobald der Würfel erneut aufflammte.
Das geschah nicht, das konnte gar nicht mehr geschehen, denn der Quader war verschwunden.
Einfach weg.
»Das gibt's doch nicht«, murmelte Jane Collins und trat bis dicht an das Bierfaß.
Ich hielt mich an ihrer Seite. Gemeinsam schauten wir gegen die leere Fläche, auf der als letztes Andenken an den verschwundenen Würfel eine Blutlache lag.
»Wer mag ihn nur weggeholt haben?« flüsterte Jane Collins und schüttelte sich.
Ich hob die Schultern. Eine Antwort konnte ich ihr nicht geben.
Doch für mich war das Verschwinden des Würfels ein Beweis, daß wir uns nicht allein in diesem Keller befanden. Irgendwelche Kräfte lauerten hier ebenfalls und beobachteten uns.
»Laß uns so rasch wie möglich verschwinden«, hauchte Jane und hängte sich bei mir ein.
»Das tun wir auch.«
Was ich in diesen Augenblicken auch anpackte, es war verkehrt.
Man wollte uns nicht aus dem Keller lassen, denn plötzlich hörten wir einen lauten Schlag.
Jane zuckte noch mehr zusammen als ich.
Wenig später wußte ich, was geschehen war.
Jemand hatte die Tür zugeschlagen.
Wir waren gefangen!

***

Japan!

Ein Gebiet auf der Nordhälfte der größten Insel. Reisfelder, wohin das Auge schaute. Dahinter erhoben sich die Hügel mit ihren zahlreichen Kratern. Es waren erloschene Vulkane.

Trotzdem fanden die Menschen in der Umgebung keinen Frieden. Und daran war nur einer schuld.

Tokata, der Samurai des Satans!

Seine Ankunft stand dicht bevor, dichter als sonst, denn der Berg, in dem er begraben lag, sonderte immer größere Rauchwolken ab.

Die Zeichen standen auf Sturm, und selbst die Sonne verblaßte vor dem nach Schwefel riechenden Rauch.

Die Bauern, die sich morgens noch auf die Felder gewagt hatten, hatten ihre Arbeitsstätten spätestens am frühen Nachmittag verlassen und waren in die Dörfer zurückgekehrt. Dort verkrochen sie sich in ihre Häuser, zündeten Kerzen an und knieten vor ihren kleinen Hausaltären, um zu den Göttern zu beten.

Leergefegt waren die schmalen Straßen. Nicht einmal ein streunender Hund hielt sich noch draußen auf. Auch die Tiere spürten, daß etwas in der Luft lag. Sie unter Umständen noch mehr als die Menschen.

Der Berg kokelte weiter.

Tief in seinem Innern lag er, war unter Tonnen vulkanischer Erde begraben.

Und er war wach!

Die Impulse hatten seinen Geist so aktiviert, daß er die Befehle an den untoten Körper weitergeben konnte. Nun konnte ihn nichts mehr aufhalten. Die Stunde der Rückkehr war nah.

Sehr nah sogar…

Es wurde Abend.

Die Sonne verkroch sich ganz im Westen, bis sie nur noch wie ein glühender Splitter über dem Horizont stand. Ein paar letzte Strahlen glitten über das Land und badeten es in einem immer blasser werdenden Licht. Der ewige Kampf zwischen Tag und Nacht begann. Wie immer würde diesmal auch der Tag verlieren, denn die Zeit war reif für die Dunkelheit.

Und nicht nur für die natürliche. Auch die Mächte der Finsternis sahen ihre Chance nun als gekommen. In den Dimensionen des Grauens hockte Asmodina. Sie hielt den Würfel des Unheils in der Hand, hatte ihn sich geholt, um mit ihm ihre teuflischen Spiele zu treiben.

Dieser Würfel besaß eine besondere Eigenschaft. Er richtete sich genau nach demjenigen, dem er gerade gehörte. Hielt ihn ein guter Mensch in der Hand, so zeigte er ihm den Weg des Lichts. Hielt ihn jedoch ein Dämon in den Händen, so wurden ihm alle Grausamkeiten der Dimensionen offenbart.

Asmodina kannte sie. Für sie war es wichtig, daß der Würfel die Kraft aufbrachte, ihre Gedanken zu verstärken wie eine Linse, damit sie gradlinig den Samurai des Satans trafen.

Und sie hatte Erfolg.

Tokata rührte sich, als der letzte Sonnenstrahl hinter den Bergen verschwand und die Dämmerung als gewaltiger grauer Mantel ihre Schwingen über das Land ausbreitete.

Der Samurai spürte die Kraft der Nacht.

Noch stand der Mond blaß am Himmel, doch bald würde er seine Leuchtkraft voll ausschöpfen, und die gab ihm die Kraft, die er benötigte, um aus seinem Gefängnis zu entfliehen.

Noch lag er in der ewigen Finsternis, aber er wurde von Minute zu Minute stärker.

Er lauschte.

Deutlich hörte er das ferne Grummeln im Berg, eine höllische Musik, die seine schreckliche Auferstehung begleiten sollte. Der Vulkan begann wieder zu arbeiten. Bald schon würde er seine todbringende Lava gegen den nachtdunklen Himmel schleudern und zu einem Feuerwerk des Schreckens blasen.

Im Dorf hörte man ebenfalls die Geräusche. Die Erde vibrierte. In den Häusern flackerten die Kerzenflammen, manchmal zitterte auch der Boden.

Die Menschen beteten intensiver, stärker. Sie flehten um Gnade und Vergebung, während in den Ställen das Vieh brüllte und an den Ketten riß.

Die Katastrophe nahte.

Noch verließ niemand seinen Wohnort. Alle wollten so lange wie möglich aushalten. Erst wenn der Berg sein Maul öffnete, dann würden sie flüchten.

Trotzdem packten die Frauen bereits die wenigen Habseligkeiten zusammen. Viele weinten, die Kinder standen da und schauten ihre Eltern fragend an.

Tief im Berg machte sich Tokata bereit, endgültig die magischen Fesseln abzustreifen.

Ein erster Ascheregen fuhr aus dem Krater, als hätte jemand mit einem gewaltigen Blasebalg hineingepustet.

In den Dörfern wurde alles genau registriert. Als dann das erste infernalische Grollen aus dem Berg drang, da wußten alle, daß der Vulkan das Höllenfeuer ausspeien würde.

Wenige Minuten später brach das Inferno los…

***

Unsere Lage war besch… eiden.

Nicht daß ich Angst gehabt hätte, aus dem Keller nicht mehr

herauszukommen, nein, ein anderer machte mir Sorgen: der Samurai.
Außerdem strolchte Dr. Tod hier irgendwo herum.
Das paßte mir überhaupt nicht.
Jane hob die Schultern. Ihr Gesicht drückte Ratlosigkeit aus. »Bill und Suko wissen Bescheid, daß wir hier unten sind«, sagte sie. »Sie werden uns holen.«
»Von dir wissen sie nichts, nur von mir.«
»Dann wird die Überraschung um so größer sein.«
»Und inzwischen sind Dr. Tod und der Samurai verschwunden.«
Jane senkte den Blick. »An die habe ich gar nicht mehr gedacht.«
»Aber ich.«
»Was machen wir nun?«
Die Frage war gut, und so leicht wußte ich auch keine Antwort darauf. Zunächst untersuchte ich die Tür. Und dabei erlebten wir die erste Enttäuschung.
Die Tür war zwar schon alt, doch das Holz hatte die Jahre, ohne Schaden zu nehmen, überstanden. Es gab keine Stelle, die man hätte mit der Faust einschlagen können. Alles war verdammt stabil.
Ich trat wieder zurück. »Gibt es noch einen anderen Ausgang?« fragte ich Jane.
»Ich weiß nicht.«
Wir suchten und fanden nichts. Die Tür war der einzige Aus- als auch Eingang.
Mist.
Jetzt war guter Rat teuer.
»Wir könnten schreien«, schlug Jane vor.
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, dann triumphiert nur Dr. Tod.«
»Weißt du eine andere Lösung?«
Ich knetete mein Kinn und dachte nach.
Jane Collins schaute mich dabei skeptisch an. Nach einer geraumen Weile sagte ich: »Es gibt vielleicht doch einen Weg.«
»Und welchen?«
»Wir müssen die Tür anzünden!«
Jane schaute mich so an, als hätte sie einen Verrückten vor sich.
»Das ist nicht dein Ernst?«
»Doch.«
»Aber John, wir…«
»Hast du einen anderen Vorschlag?«
»Nein.«
»Okay, dann hol die Kerze.«
Es war die letzte, die allen Schwierigkeiten zum Trotz noch brannte.
Mit der brennenden Kerze in der Hand kam Jane Collins zu mir.
»Klappt das denn?« fragte sie.
»Wenn du mir dein Feuerzeug leihst.«

»Warum das denn?«
»Weil es noch mit Benzin gefüllt ist. Oder hast du dich inzwischen umgestellt?«
»Du denkst auch an alles.«
Ich grinste. »Eben. Jetzt brauche ich nur noch ein Taschentuch.«
»Soll ich dir damit auch aushelfen?«
»Danke, das habe ich selbst.«
Eins stand fest. Es war ein Versuch – und ein fragwürdiger zudem. Aber wenn wir rasch aus dieser Klemme herauskommen wollten, mußte ich zu ungewöhnlichen Mitteln greifen.
Die leeren Bierfässer befanden sich zum Glück so weit weg, daß sie kein Feuer fangen konnten. Und auch sonst gab es in diesem Kellerraum außer der Tür kein brennbares Material.
Jane Collins war schon dabei, ihr Feuerzeug aufzuschrauben. Ich hatte mein Taschentuch hervorgeholt und hatte es zu einer provisorischen Lunte gedreht.
»Nur gut, daß ich erst meinen ›Flammenwerfer‹ frisch gefüllt habe«, meinte Jane.
»Das war Vorsehung.«
»Ha, ha.« Jane kippte ihren »Flammenwerfer« und ließ das Benzin auf mein Taschentuch träufeln. Ich hatte mich vorher davon überzeugt, daß die Tür ziemlich trocken war. Das Holz mußte meiner Ansicht nach brennen, wenn man etwas nachhalf.
»Okay«, sagte Jane, als ihr Feuerzeug leer war. »Es kann losgehen.«
Ich ging in die Knie. Der Benzingeruch stieg mir eklig in die Nase. Aber ich hoffte, daß uns gerade dieses Benzin in die Freiheit führen würde.
Sorgfältig legte ich das Taschentuch auf den Boden und dabei dicht an die Tür.
Jane beobachtete mich, und sie drückte mir beide Daumen, als ich die Kerze nahm, die Flamme mit der Hand abschirmte, damit die Dämpfe nicht noch brannten, und sie dann an das getränkte Tuch führte.
Es fing sofort Feuer.
Wir hörten ein leises »Puff«, und schon stand das Taschentuch in Flammen. Es brannte wie der berühmte Zunder. Ich ging hoch und trat sicherheitshalber einen Schritt zurück.
Das Taschentuch hatte ich so gelegt, daß die Flammen an der Tür hochlecken mußten. Und sie taten mir den Gefallen. Das trockene Holz begann zu glimmen, erste Funken flogen knatternd davon, und dann hatte ein von links nach rechts verlaufender Türbalken auch schon Feuer gefangen.
»Es klappt!« rief Jane. »Es klappt!«
Ich nickte nur.

Wenn das Feuer nur nicht ausging, das war meine größte Sorge.

Rauch stieg gegen die Decke. Es war ein dunkler Qualm, der sich träge erhob.

In seltsamen Figuren breitete der Rauch sich aus, während die Flammen immer mehr Nahrung fanden. Als würden sie an Bändern hängen, so wirbelten und drehten sie am Türholz hoch.

Jane hustete.

Ich zog sie zurück. Schließlich hatten wir beide keine Lust, hier noch zu ersticken.

Vor uns knisterte und knatterte es. Kleine glühende Holzsplitter zischten wie winzige Raketen davon. Ich konnte dem Himmel danken, daß das Holz so trocken war. Fast die gesamte Tür war jetzt schwarz gefärbt und über die Hälfte wurde sie bereits von den züngelnden Flammen bedeckt.

»Hast du noch ein Taschentuch?« fragte ich Jane.

Sie nickte, holte es hervor und preßte es sich gegen den Mund, während ich mir hin und wieder den Jackettärmel gegen die Lippen drückte.

Wir beobachteten weiter. Das Feuer war jetzt nicht mehr aufzuhalten. Gierig fraß es sich weiter. Auch der obere Querbalken wurde bereits erfaßt und geschwärzt.

Er war brüchig. Ich trat gegen den unteren. Das verkohlte Holz zerfiel unter meinem Tritt und stäubte als feiner, schwarzer Ascheregen zu Boden.

Das Feuer gierte bereits in das Holz hinein. Es suchte neue Nahrung, bekam sie auch und fraß sich unaufhörlich weiter.

Zwischen zwei Hustenanfällen fragte Jane: »Ob man es schon wagen kann?«

Ich wischte mir die Tränen aus den Augen und schüttelte den Kopf. Obwohl uns der Rauch schwer zusetzte, wollte ich noch abwarten.

Nur nichts Halbes machen, das war die Devise.

Langsam wurde die Luft schlechter. Sie war kaum noch zu atmen. Und wir merkten das Risiko, das wir mit dieser Befreiungsaktion eingegangen waren. Klappte es nicht, würden wir unter Umständen elendig ersticken.

Immer wieder schaute ich besorgt auf Jane Collins. Auch ihre Augen tränten. Sie hustete und würgte, aber sie hielt sich tapfer auf den Beinen. Schließlich wußte auch sie, was alles noch vor uns lag.

Die Dämonenpeitsche hatte ich in den Gürtel gesteckt. Ich war jedoch sicher, daß ich sie noch gebrauchen würde. Denn ein Samurai lief frei herum. Hoffentlich drang er nicht in die Kendo-Schule ein, wo Suko, Bill und die anderen auf uns warteten. Meine Freunde besaßen keinerlei Waffen, um sich gegen das Ungeheuer verteidigen zu können.

Der Gedanke machte mir fast noch mehr Angst, als die Vorstellung, in diesem Keller ersticken zu können.

Die Tür war jetzt eine einzige Feuerwand. Nach rechts, links und nach oben leckten die Flammen ebenfalls weg. Sie waren auf der Suche nach neuer Beute, doch da gab es nur Mauerwerk, und das widerstand dem Feuer.

Jane Collins schaute mich an.

Ich wußte, was sie dachte. Ihr Gesicht war rußverschmiert, in den Augen leuchtete die Angst.

»Okay!« keuchte ich. »Ich werde es wagen!«

Sie nickte.

Ich trat zurück, zog meine Jacke aus und wickelte sie mir um die Schulter und den rechten Arm.

Luft konnte ich nicht viel holen, dafür maß ich die Entfernung, startete und rannte los.

Wuchtig warf ich mich gegen die brennende Tür.

Plötzlich war auch die Hitze da. Ich hätte schreien können, hörte das Knirschen – aber die Tür hielt.

»Zurück, John!« Janes Stimme kippte fast über.

Ich folgte ihrem Ruf.

Sofort war sie bei mir, schlug mit beiden Händen auf mich ein und erstickte so die kleinen Flämmchen, die schon auf der Kleidung tanzten.

»Wir müssen noch warten!« knirschte ich.

Lange konnten wir es in dieser Hölle aus Qualm und Rauch nicht mehr aushalten.

Ich biß die Zähne zusammen, als ich sah, wie Jane taumelte. Sie legte sich zu Boden, dort war die Luft noch etwas besser.

Der zweite Anlauf.

Ich rannte los. Spürte wieder die verdammte Hitze, knallte gegen die brennende Tür, hörte das Ächzen und Knirschen, schrie selbst auf, als die Flammen mich packten.

Hart knallte ich zusammen mit der brennenden Tür zu Boden.

Ich mußte von den Flammen weg und reagierte instinktiv. Automatisch rollte ich mich zur Seite, schlug auf meinem Körper herum und erstickte die Flämmchen.

Die Tür lag auf dem Boden und brannte aus.

In meine Lungen drang die frische Luft.

Doch Jane. Wo war sie?

Ich kam auf die Knie, wollte ihren Namen rufen, aber nur ein Krächzen drang aus meiner Kehle.

Dafür sah ich ihre Gestalt.

Jane taumelte durch das Rechteck, in dem einmal die Tür gesteckt hatte. Sie konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, und ich ging

ihr entgegen.
Die Detektivin fiel mir in die Arme.
»Alles okay«, sagte ich, »wir haben es hinter uns!« Dieser Optimismus sollte mir bald vergehen, denn wie ein Spuk tauchte aus dem Hintergrund des Kellers eine Gestalt auf. Der vierte Samurai!

***

Ein alter Bauer sah es zuerst. Er hatte bereits des öfteren Vulkanausbrüche erlebt, war auf das Dach seines Hauses gestiegen, um den Berg zu beobachten.
Urplötzlich stieg die Flammensäule in den Himmel. Ein gewaltiges Brausen erfüllte die Luft, der gesamte Berg schien zu explodieren. Er rumorte und grollte, als wäre die Hölle dabei, ihre sämtlichen Pforten zu öffnen.
Glühende Lavamassen schleuderte der Druck in den nachtdunklen Himmel, wo das rötliche Licht die Finsternis zerriß und einen weiten blutigen Schein über das Firmament legte.
Die Lava kochte, gischtete und sprühte. Stoßweise drang sie aus dem Krater, gewaltige Mengen unheimlicher Energien, die da in den Himmel pufften.
Nach der Lava kam die Erde.
Tonnenweise wurde sie hochgewirbelt, heraus aus dem Krater und der glühenden Lava folgend.
Es war ein grandioses Schauspiel. Makaber, fantastisch, aber auch brandgefährlich, denn die zurückfallenden, glühenden Lavaströme flossen den Berghang entlang und wälzten sich wie eine gewaltige Wand auf die Dörfer zu.
Jetzt erst verließen die Einwohner ihre Häuser. Sie wußten, daß die Bauten sie nicht schützen konnten, die Lavamassen würden alles unter sich begraben.
Menschen, Tiere, Material…
Sie waren wie gefräßige Monster, die ihre Opfer mit Haut und Haaren verschlangen.
Die Flucht war ein Wettlauf mit der Zeit. Manche hatten ihre Zugtiere vor die Wagen gespannt, doch die Ochsen – sonst trabten sie auf den Feldern – waren viel zu langsam und auch nicht mit der Peitsche zu bewegen, schneller zu laufen.
Und die Lava rollte weiter auf das Dorf zu. Sie riß alles mit, was sich ihr in den Weg stellte. Büsche, kleinere Bäume, Felsen, Geröll.
Sie verwüstete die Reisfelder, begrub sie unter ihren glühenden Massen, und es gab nichts, was sie noch aufhalten konnte.
Der Vulkan spie weiter, während in seinem Innern, in dieser kochenden Hölle, der Samurai erwacht war. Das Vibrieren der Erde empfand er als reine Wohltat.

Bald würde der Vulkan auch ihn ausspeien. Ihn, gegen den der normale Ausbruch harmlos war. Die Lava erkaltete, aber er blieb und würde dem Land und der Welt seinen grausamen Stempel aufdrücken.

Inzwischen hatte die erste Lava-Welle den Ort erreicht.

Sie überspülte die Hütten am Ortseingang, riß sie weg.

Die Menschen flüchteten.

Sie vernahmen in ihrem Rücken das gewaltige Donnern und Poltern, das immer lauter wurde, je mehr sich die Glutlawine den Fliehenden näherte.

Die Alten wurden von den Jüngeren getragen. Auch die schwerfälligen Ochsen wußten jetzt, worauf es ankam, daß sie um ihr Leben rennen mußten, wollten sie nicht von der Glut vernichtet werden.

Die Angst mobilisierte in den Menschen die letzten Kräfte. Sie schafften es tatsächlich, den Lavaströmen zu entkommen und hetzten einen Hügel hoch, von dem aus sie eine gute Sicht besaßen.

Im Tal kochte die Hölle.

Die glühende Lava lag nicht ruhig da, sondern spritzte und bewegte sich. Steine wurden jetzt aus dem Trichter des Vulkans geschleudert und jagten wie Raketen dem Himmel entgegen.

Dann blies der Vulkan einen heißen Ascheregen aus, der sich sofort über das Land verteilte.

Die Menschen beteten wieder. Noch hatten sie nichts von Tokata gesehen. Manche hofften, daß er nicht auftauchen würde, daß dieser Vulkanausbruch eine normale Ursache hatte.

Doch sie sahen sich getäuscht.

Tokata kam.

Der Ascheregen hörte plötzlich auf. Dafür ertönte ein Grollen im Innern des Berges, und gleichzeitig fiel das Mondlicht so auf das Land, daß es den Vulkan anleuchtete.

Lachen…

Aus der Tiefe des Vulkans schallte es nach draußen, und die Menschen auf dem entfernten Hügel drückten ihre Gesichter in die Erde und flehten zu den Göttern.

Plötzlich zeigte der Vulkanrand eine schwefelgelbe Farbe, die ein blasses Leuchten verbreitete.

Die Geflohenen sahen dies ebenfalls und wußten Bescheid.

Tokatas Rückkehr stand dicht bevor. Ihre Gebete hatten nichts genützt. Die Hölle war stärker.

Sämtliche Augen waren dem Vulkan zugewandt, aus dessen Trichter keine glühende Lava mehr strömte, sondern nur noch pulvrige Asche aufstieg. Im hohen Bogen puffte sie in den Himmel, bildete dort einen Kranz und fiel wieder zurück.

Und dann kam er.

Wie der große Sieger stieg er aus dem Vulkan. Er hatte gespürt, daß seine Zeit reif war. Die Kräfte kehrten zurück, Schwarze Magie half ihm, ein zweites, schreckliches Leben zu führen.

Asmodinas Plan ging auf.

Riesig war seine Gestalt. Obwohl aus dem Krater plötzlich hohe Flammen schlugen, konnten sie ihm nichts anhaben. Sie hüllten ihn nur ein wie ein Mantel.

Tokata war nicht zu stoppen.

Er stieg aus den Flammen, ein Held des Bösen, und er war nicht mehr zu stoppen.

Hoch hob er seinen rechten Arm, das in der Hölle geschmiedete, mörderische Schwert blitzte im Schein des Feuers auf. Aus dem Maul des Samurai drangen furchtbare Laute. Worte, die im Totenreich gesprochen wurden, aber einem schrecklichen Racheschwur glichen.

Tokata stand am Rand des Kraters, und seine Gestalt hob sich klar und deutlich von den hinter ihm flackernden Flammen ab.

Er war da!

Die Menschen zitterten. Viele kannten die schlimmen Legenden, die sich um ihn rankten.

Jetzt sahen sie ihn zum erstenmal.

Und sie hatten Angst.

»Flieht!« flüsterte ein alter Mann. »Flieht, solange ihr es noch könnt.«

Die anderen verstanden ihn gut. Sie packten ihre Habe und rannten, als wäre der Leibhaftige hinter ihnen her…

***

Okay, ich hatte damit gerechnet, daß er kommen würde, aber so plötzlich und so rasch, das war doch eine Überraschung.

Jane hatte ihn noch nicht bemerkt, und ich stieß die Detektivin hart zur Seite.

Sie konnte sich nicht auf den Beinen halten und fiel hin. Besser ein paar gestauchte Knochen, als für immer ins Grab.

Die Dämonenpeitsche steckte in meinem Gürtel. Ich hatte auch nichts von ihr, denn der Samurai ließ mir keine Zeit, an sie heranzukommen. Er griff sofort an.

Wuchtig schlug er mit seinem Schwert von oben nach unten zu.

Die Klinge zerschnitt die Luft, ich tauchte zur Seite, und der erste Schlag verfehlte mich.

Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, daß sich Jane Collins aufgerichtet hatte.

Sie starrte den Unheimlichen an.

»Weg, Jane!« brüllte ich, »versteck dich!« Dann konnte ich mich um sie nicht mehr kümmern, denn mein Gegner stürmte auf mich zu. Den rechten Arm hielt er dabei ausgestreckt, die Spitze des Schwerts

wippte etwa in Gürtelhöhe.
Er stieß nicht zu, sondern täuschte.
Immer wieder zuckte das Schwert vor, und jedesmal ging ich zurück. Es war ein Katz-und-Maus-Spiel, das der Untote mit mir trieb, aber ich hatte ihm nichts entgegenzusetzen, sondern mußte mich voll auf seine Attacken konzentrieren, so daß ich nicht dazu kam, die Dämonenpeitsche zu ziehen.
Ich ging weiter zurück.
Die Tür war fast völlig ausgebrannt. Nur an den Rändern zuckten noch einige kleine Flämmchen hoch. Ich schritt über sie hinweg, hörte es knirschen, und die nächste Attacke trieb mich in den Raum zurück, aus dem wir uns befreit hatten.
Dicker Rauch wölkte träge umher.
Sofort mußte ich wieder husten, als dieser Qualm in meine Lungen drang, er verschlechterte aber auch die Sicht, und das hatte Vorteile für mich.
Trotzdem kam ich nicht an die Waffe, der verdammte Samurai war einfach zu schnell.
Normalerweise sagt man immer, daß sich Untote ungelenk bewegen, bei ihm war das nicht der Fall.
Er blieb mir auf den Fersen.
Ich hustete. Der Qualm war noch verdammt dick. Er wehte wie dichter Nebel vor meinen Augen, aus dem schattenhaft die gefährliche Gestalt des Samurai auftauchte.
Ich hörte das Pfeifen der Klinge, wenn sie die Luft zerschnitt, und es gelang mir noch, dem mörderischen Schwert auszuweichen.
Dann stieß ich gegen ein Bierfaß, sprang jedoch sofort zur Seite, was mein Glück war, denn die Klinge verfehlte mich und traf nur die Kante vom Faß.
Plötzlich hatte ich eine Idee.
Ich rannte zur Seite, wo das kleinste der Fässer stand. Der Samurai folgte mir. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich Angst, er könnte sein Schwert schleudern, das tat er jedoch nicht, und mir gelang es, das Faß zu packen, umzukippen und mit dem rechten Fuß hart dagegenzutreten.
Das Faß rollte auf den Samurai zu.
Und es traf.
Der Unheimliche kam nicht mehr schnell genug weg und schaffte es auch nicht, über das rollende Faß zu springen.
Er stolperte, fiel nach vorn und verlor dabei zwangsläufig die Übersicht.
Das war meine Chance.
Blitzschnell riß ich die Peitsche hervor, schlug einen Kreis über dem Boden und schlug zu.

Der Samurai war nicht gefallen, doch er stand in gebückter Haltung. So bekam er den Schlag voll.

Die Riemen klatschten in seinen Nacken.

Der Unheimliche aus Japan stieß einen röhrenden Schrei aus. Ich schlug ein zweites Mal zu und traf ihn auf dem Rücken.

Er brach zusammen.

Mit der linken Hand wollte er sich aufstützen, während aus seiner Kleidung bereits die grünen Dämpfe stiegen und sich mit dem Rauch vermischten.

Es gelang ihm nicht mehr, die rechte Hand anzuheben und mit dem Schwert zuzustechen.

Ich trat ihm den Stützarm kurzerhand weg.

Hart fiel er aufs Gesicht.

Er blieb liegen.

Und der Verwesungsprozeß setzte sich fort. Schon bald war er in eine stinkende Wolke eingehüllt, die mich nicht mehr interessierte.

Ich war froh, auch den letzten Samurai noch geschafft zu haben.

Rasch ging ich zurück.

Von Jane Collins sah ich keine Spur.

Augenblicklich machte sich in meinem Innern Beklemmung breit.

Ich dachte an Dr. Tod. Hatte er vielleicht seine Finger im Spiel und die Detektivin geschafft?

Ich schaute mich um.

Dabei fiel mein Blick auf den Boden. Ich sah Fußspuren und auch die von Jane.

Sie wiesen in Richtung Ausgang, während eine andere Spur parallel lief.

Plötzlich hörte ich ein Geräusch. Es erinnerte mich an das Quietschen einer Tür und war von rechts aufgeklungen.

Ich rannte hin.

Nach wenigen Schritten schon sah ich den Schatten. Jedoch einen flüchtenden Schatten.

Obwohl ich nur die Rückenpartie erkannte, wußte ich sofort, wen ich vor mir hatte. Dr. Tod!

***

Der Superverbrecher floh!

Jetzt, wo seine Helfer nicht mehr existierten, sah er keine andere Möglichkeit mehr.

Aber die Suppe wollte ich ihm versalzen.

Augenblicklich nahm ich die Verfolgung auf.

Ich hatte Dr. Tod leider zu spät gesehen, so daß sein Vorsprung ziemlich groß war. Fast hätte ich nicht mehr stoppen können, als plötzlich die Tür vor mir auftauchte, die der Verbrecher hinter sich ins

Schloß gedonnert hatte.

Mit der Schulter prallte ich dagegen. Es war ausgerechnet die, die mir sowieso schon genug schmerzte.

Wuchtig riß ich die Tür auf.

Vor mir lag ein langer Kellerraum. Durch irgendein Oberlicht fiel schwaches Licht, und in seinem Schein erkannte ich die Gestalt meines Gegners.

Dr. Tod war dabei, in die Unterwelt einzutauchen. Ich sah nur noch die Hälfte seines Oberkörpers, und einen Herzschlag später war er völlig verschwunden.

Ich sprintete dorthin, wo er sich verdrückt hatte.

Es war ein Gully, durch den er die Flucht suchte. Der Deckel lag noch neben der Öffnung, ein kreisrundes, schweres Stück Beton, das Dr. Tod hochgewuchtet haben mußte.

Ich nickte anerkennend. Wer das schaffte, der besaß Bärenkräfte.

Mit der Lampe leuchtete ich in den Schacht.

Schritte vernahm ich nicht, dafür das Rauschen von fließendem Wasser.

Und ich sah eine Steigleiter, deren Sprossen innerhalb der Einstiegsröhre fest verankert waren.

Ohne auf meine eigene Sicherheit zu achten, machte ich mich an den Abstieg. Zum Glück war die Tunnelröhre für mich breit genug.

Sprosse für Sprosse tauchte ich tiefer ein.

Das Rauschen wurde lauter.

Ich hielt ein, holte meine Bleistiftlampe hervor und leuchtete in die Tiefe.

Der dünne Strahl warf einen blitzenden Reflex auf die schäumenden Wellen des unterirdischen Flusses.

Von meinem Feind sah ich nichts.

Die Distanz zum Boden war jedoch nicht besonders groß, und ich wagte den Sprung.

Hart kam ich auf, ging in die Knie und federte den Aufprall aus.

Neben mir rauchte der Fluß. Es war eine widerlich stinkende, dreckige Brühe, die gurgelte, schmatzte und schäumte, Blasen warf und ihre Gischt über die Ränder verteilte.

Schon einmal – es war inzwischen Jahre her – hatte ich einen Gegner durch die Abwässerkanäle gejagt. Dämonos, einen ähnlichen Verbrecher wie Dr. Tod.

Ich schaute nach links.

In unregelmäßigen Abständen brannten unter der gewölbten Decke kleine Lampen. Sie allesamt waren durch Drahtgitter geschützt, und ihr Schein reichte aus, um die Dunkelheit tief unter der Erde notdürftig zu erhellen.

Deshalb sah ich auch Dr. Tod.

Er hatte einen verdammt großen Vorsprung, rannte weiter und schaute sich immer wieder um.

»Bleib stehen!« brüllte ich. »Du hast keine Chance!«

Er warf mir nur sein höhnisches Gelächter entgegen und lief weiter.

Ich hinterher.

Es war gar nicht so leicht, am Rand des Abwasserstroms die Balance zu halten und dabei noch Tempo zu machen. Die Steine waren nicht regelmäßig gelegt, außerdem durch das Wasser ziemlich glitschig geworden. Zudem hatte sie eine Moosschicht noch glatter gemacht, und ich mußte höllisch aufpassen, nicht in der Brühe zu landen und dadurch wertvolle Zeit zu verlieren.

Dr. Tod hatte mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er wurde ebensogut damit fertig wie ich.

Im Klartext hieß dies: Ich holte nicht auf. Der Abstand zwischen uns blieb gleich.

Und dann war er verschwunden.

Ich blieb stehen, schaute angestrengt nach vorn und sah, daß der Hauptfluß von einem schmalen Bach gekreuzt wurde. Dr. Tod hatte sich nach links gewandt.

Wenig später erreichte auch ich die Stelle.

Hier stank es erbärmlich. Meiner Ansicht nach wurden frische Abwässer in den Hauptfluß geleitet. Am liebsten hätte ich mir die Nase zugehalten.

Vorsichtig lugte ich um die Ecke. Man konnte nie wissen, welche Überraschungen Dr. Tod noch für mich parat hielt.

Es gab keine, auch er dachte nur noch an die Flucht, denn wenn ich ihn allein zu packen bekam, dann hatte er keine Chance. Und das wußte der Kerl genau. Deshalb verließ er sich immer auf seine willenlosen Werkzeuge.

Ich sah ihn auch.

Aber im Wasser.

Er watete durch die Strömung, die seine Hüfte umspülte und hatte beide Arme erhoben, um die Balance zu halten.

Wenig später mußte auch ich in die Brühe, denn der Weg an der Seite war zu Ende.

Ich sprang hinein.

Das Wasser spritzte auf, ein paar Tropfen gischteten mir ins Gesicht, und mich ekelte.

Trotzdem ging es weiter.

Auf einmal wurden meine Augen groß. Gleichzeitig sah ich meine Chancen sinken.

Dr. Tod hatte ein Gitter erreicht, das er bereits hochstemmte, darunter verschwand und es wieder zurückfallen ließ. Das Teuflische jedoch war der Riegel an der anderen Seite des Gitters. Er legte ihn

vor, so daß ich die Sperre nicht mehr hochdrücken konnte.

Verdammt auch.

Und Dr. Tod lief weiter.

Als ich das Gitter erreichte, kletterte er bereits aufs Trockene.

Und er lachte mich aus.

Ich klammerte meine Hände um die Stangen, während die Brühe mich umspülte.

»Sinclair, du Hund!« schrie er. »Du hast es nicht verhindern können. Tokata ist erwacht! Du und deine verdammte Clique werdet noch von uns hören!«

Ich wollte die Waffe ziehen, doch Dr. Tod verschwand um eine Gangbiegung.

Das Letzte, was ich von ihm hörte, war sein triumphierendes Lachen.

Ich hätte mich vor Wut selbst irgendwohin beißen können, denn mir blieb nichts anderes übrig, als den Weg zurückzulaufen, den ich genommen hatte. Als Verlierer…

***

Jane Collins hatte den Weg allein gefunden, und sie hatte Hilfe geholt. Suko und Bill traf ich zusammen mit ihr im Keller an.

»Und?« fragte der Reporter.

Ich hob die Schultern. »Er ist verschwunden!«

Bill fluchte, Suko preßte die Lippen zusammen, nur Jane lächelte mir aufmunternd zu. Sie wußte genau, was hinter uns lag.

Ich erzählte den Freunden von den letzten Worten, die mir Dr. Tod entgegengeschleudert hatte.

»Tokata«, meinte Bill, »den Namen müssen wir uns merken.«

»Und wie.«

Jane fragte: »Willst du keine Großfahndung einleiten?«

Ich schüttelte den Kopf. »Dr. Tod ist schlau, den fangen wir nicht. Und ich hätte ihn fast gehabt, verdammt auch!«

Wir gingen wieder in die Schule. Meine Gedanken waren bei Tokata. Noch hatte ich ihn nicht gesehen, aber ich war sicher, daß ich irgendwann mit ihm zusammentreffen würde.

Er, Asmodina und Dr. Tod bildeten ein höllisches Trio. Wieder war einer hinzugekommen. Leute wie Dr. Tod fanden überall ihre Helfer.

Noch wußte ich nichts von der Gründung der Mordliga. Und das war gut so. Denn sonst hätte ich des Nachts wohl kein Auge mehr zugetan…

ENDE